

Almanach
II | 2018

Almanach II | 2018



Matthes & Seitz Berlin

Inhaltsverzeichnis

Literatur

Maruan Paschen

Weihnachten

7

Vera Brittain

Vermächtnis einer Jugend

27

Emmanuel Carrère

Der Widersacher

45

Merethe Lindstrøm

Aus den Winterarchiven

71

Naturkunden

Bernd Heinrich

Leben ohne Ende

83

Sachbuch

Amir Hassan Chehelan

Der standhafte Papagei.

Erinnerungen an Teheran 1979

93

Richard Schuberth

Narzissmus und Konformität

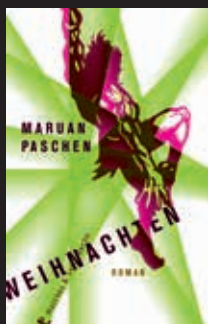
111

Deborah Danowski und Eduardo Viveiros de Castro

In welcher Welt leben?

125





Maruan Paschen
Weihnachten

Ein Weihnachtsfest, das Fest der Liebe – da geht es um das Fondue, das in Handschellen zu sich genommen wird, um eine Liebesbeziehung im Kaufhaus, den kranken Onkel Art, der einen Weihnachtsbaum mitsamt Auto klaut, Onkel Tarzan, der Araber hasst und von seiner Familie verlassen wurde, und Onkel Berti, der beim Versuch, das Weihnachtskonzert zu dirigieren, den Fonduetopf umwirft. Der Erzähler in Maruan Paschens rasantem und pointenreichem tragikomischen Familienroman berichtet einem Therapeuten vom letzten Weihnachtsfest mit seiner Familie. Alte Kränkungen und dunkle Geheimnisse, die über Generationen weitergegeben werden und das Leben schleichend vergiften, kommen ans Tageslicht. Aber wer tötete wen? Und wer war der Therapeut?

Maruan Paschen, 1984 geboren, wuchs in Hamburg auf. Nach einer Ausbildung zum Koch absolvierte er ein Studium am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel. Nach *Kai. Eine Internatsgeschichte* ist *Weihnachten* sein zweiter Roman.

Erscheint am 31. August 2018

Ca. 200 Seiten

20,00 € (D) | 20,60 € (A) | sFr 25,30 sFr

ISBN 978-3-95757-629-3

Auch als E-Book erhältlich



Weihnachten

1. Von Geschenken und Schweigepflicht

Schleswig-Holstein ist am Fenster vorbeigefahren und der Schnee kam von vorne, also quasi aus Dänemark, wie eine Million kleine Pfeile. Ich habe geraucht und das Fenster deshalb einen Spalt offen gehabt, tausend dieser kleinen Pfeile sind mir von der Seite ins Gesicht geflogen. Ich bin einfach den roten Lichtern von meiner Mutter hinterhergefahren, und die ist vermutlich den roten Lichtern von meinem Onkel hinterhergefahren. Davor saß noch ein Onkel in einem silbernen Skoda und davor zwei Onkels zusammen in einem roten Mercedes. Und hinter mir fuhr noch ein Onkel. Ich sehe die Familie eigentlich nur zu Weihnachten. Und zu Weihnachten treffen wir uns am See.

Dr. Gänsehaupt, ich komme nicht zu Ihnen für eine Therapie. Ich komme zu Ihnen, weil Sie doch Schweigepflicht haben. Haben Sie? Ich möchte Ihnen erzählen, warum meine Familie nach diesem Weihnachtsfest sterben musste. Und natürlich auch, was ich dabei für eine Rolle gespielt habe, jetzt mal ohne das Wort »Mörder« gesprochen. Und deshalb möchte ich Ihnen von meiner Familie erzählen. Und am Ende wüsste ich gerne, ob es Ihnen in meinem Fall eigentlich eher

leichtfällt, sich an Ihre Schweigepflicht zu halten, (Sie haben jetzt noch gar nicht geantwortet. Sie haben ja eine, oder?) oder ob Sie eigentlich gerne jemand anderem von meiner Familie und meiner Rolle bei ihrem Ableben berichten würden, um mal ohne das Wort »sterben« zu sprechen. Nun, wie gesagt, wir treffen uns zu Weihnachten. Obwohl: Ich weiß nicht, ob wir uns treffen. Ich weiß nicht, ob sich zwei wirklich treffen können. Aber sieben sicher nicht. Ich weiß nicht, warum das so schwer ist. Und warum wir uns nicht einfach treffen können. Wir treffen uns Heiligabend und essen Fondue. Meine Mutter ist meine Mutter. Und die anderen sind ihre Brüder. Ich bin ein Einzelkind. Vielleicht liegt es ja daran. Vielleicht weiß ich es einfach nicht besser. Wir reden über alte Zeiten. Älter als wir.

Es gibt viele Hallos und alle behaupten, wie es ihnen gehe.

Meine Mutter fragte, wie es sei.

Tarzan sagte: »Muss ja.«

Otto fragte meine Mutter: »Und?« Und meine Mutter sagte: »Hach ja.«

Art nickte zu Berti und Berti kniff die Lippen zusammen.

Ich schwitzte, Otto freute sich, alle zu sehen.

Jemand sagte: »Brr, kalt.«

Dann tranken wir ein Glas Sekt.

Tarzan sagte: »Es ist ja hier nicht wie bei anderen armen Leuten.« Meine Mutter hörte zu.

Onkel Otto band Schleifen in die Schnürsenkel der Schuhe, die wir an der Tür ausgezogen hatten.

Wir schwiegen einen Moment und schauten auf die Terrasse, auf den See, leise rieselt der Schnee.

Finden Sie das auch komisch? Dass alle sagen, wie es ihnen geht? Ich meine, gleich am Anfang? Man hat ja noch den ganzen Abend, um herauszufinden, wie es den anderen geht! Eigentlich hätten wir dann ja nach Hause fahren können. Wie geht's? Gut, danke. Dir? Auch. Tschüss. Tschüss.

Ich sag Ihnen was: Ich mache es Ihnen nicht kaputt. Ich verrate Ihnen jetzt noch nicht, wie es allen wirklich geht.

O. k., Tarzan heißt nicht wirklich Tarzan, Art heißt Art. Genau wie Otto Otto heißt und Berti Berti. Und es schien allen gut zu gehen, um nicht mit dem Wort »angeblich« zu sprechen.

Und mir? Wie ging es mir? Ich hatte gefrühstückt. Ich hatte gut geschlafen. Ich hatte mir die Zähne zweimal geputzt, ich hatte geübt zu sagen, wie es mir geht. »Wie geht's dir? Ach ja, muss ja.« Ich hatte mir den Bart geschnitten, ein Hemd gebügelt. Einige Nachrichten beantwortet, einen Brief geschrieben, an mich selbst. Ich hatte meine Armbanduhr angelegt und einen Moment geweint. Ich hatte meiner Mutter geholfen, den Obstsalat zu machen, meine Schuhe nicht geputzt, meine Fingernägel nicht geschnitten, mich wohl gefühlt, mich schlecht gefühlt, alles in allem: »Ach ja, muss ja.«

Der Brief an mich war natürlich privat. Aber Ihnen mag ich den Brief schon anvertrauen. Ich hoffe, Sie haben Geduld: »Lieber Maruan,

der See ist das Meer. Ich kann das andere Ufer nicht

sehen und ich werde nicht das Wasser trinken. Ich werde keine Fische sehen, keine großen Wellen, lass es doch das Meer sein. Lass doch alle Weihnachten am See feiern und du feierst Weihnachten am Meer.« Das klingt für Sie vielleicht merkwürdig. Andererseits kommen Patienten ja sonst sogar mit Träumen zu Ihnen. Ich meine, mit Monstern oder Nacktheit, oder wenn ein heterosexueller Mann plötzlich träumt, mit einem Mann zu schlafen.

Also, vor der Terrassentür standen holländische Holzschuhe mit bunten Mustern. Sie stehen da immer, damit wir in ihnen zum Rauchen in den Schnee gehen können. Eine Kiste Sprudel war auf der Terrasse geplatzt, große Glasscherben klebten an dem gefrorenen Mineralwasser.

Wir trugen alles, was in den Autos war, in die Hütte. Das Essen und die Geschenke, Fotoalben und Kekse, Weihnachtsschmuck und noch mehr Geschenke, und Tarzan hatte Zweige von einem Baum mitgebracht. Die Zweige sind unser Weihnachtsbaum, es hat was mit Bescheidenheit zu tun. Aber viel mehr weiß ich darüber auch nicht, es ist auf jeden Fall eine alte Tradition. Art legte Holz nach, alle hatten Wollpullover an, nur meine Mutter trug eine Bluse.

Die Geschenke waren in unterschiedliches Geschenkpapier verpackt. Meine Mutter hatte ihre Geschenke in drei Sorten Geschenkpapier verpackt, alle anderen hatten nur zwei Sorten benutzt.

Wie packen Sie Geschenke aus? Früher habe ich das Geschenkpapier von den Geschenken heruntergerissen.

Meine Mutter hat mir erklärt, dass es eine Wertschätzung sei, seine Geschenke vorsichtig auszupacken. Denn sie, meine Mutter, habe sich sehr bemüht, die Geschenke schön einzupacken. Wir haben dann das Auspacken geübt, mit Zeitungspapier und einer Butterbrot-dose. Also, erst mal hat meine Mutter die Butterbrot-dose in Zeitungspapier verpackt und sich dabei viel Mühe gegeben. Dann hat sie mir gezeigt, wie man ein Geschenk vorsichtig schüttelt und horcht, wie man daran riecht und wie man sagt: »Hoffentlich ist es ein Buch!« Dann, wie man vorsichtig den Tesafilm entfernt, ohne das Papier zu beschädigen, wie man richtig »ohh« und »ahh« sagt und dass man es immer auch ein wenig lustig meinen könne, um nicht mit dem Wort »ironisch« zu sprechen.

Otto kann, was meine Mutter nicht kann: ehrgeizig die Geschenke ohne Tesafilm verpacken. Dazu fehle ihr der Ehrgeiz, hat sie gesagt. Ich packe meine Geschenke heute langsam aus und hoffe, dass mich niemand dabei beobachtet.

Zwischen dem Sekt und den Geschenken vergeht übrigens mehr Zeit, als eigentlich notwendig wäre. Ich meine, notwendig ist vielleicht das falsche Wort. Meine Mutter hat mir erklärt, dass Vorfreude die schönste Freude sei. Das kennen Sie ja sicher. Also, sie hat mir eben auch erklärt, dass man sich eigentlich das ganze Jahr vortreut und dass es sich dann zuspitzt und dass, während wir den Sekt trinken, die Vorfreude an ihrem Höhepunkt angelangt ist. Alles, was wir an dem Tag essen und trinken, sei wie eine Rolltreppe der Vorfreude im U-Bahnhof der Wünsche. Zugegeben, das Bild, also, das mit der U-Bahn, das ist jetzt nicht so

genau. Die Rolltreppen gehen da ja nach unten, oder aber die Welt der Wünsche ist oben, und bezahlen muss man auch für die U-Bahn, aber im Großen und Ganzen versteht man doch wohl, worum es geht. Einige Stufen dieser Rolltreppe jedenfalls bestünden aus unseren Ritualen.

Das habe ich jetzt ausgelassen, aber ich will es trotzdem kurz erwähnen: Wir essen tagsüber immer noch eine Tomatensuppe mit Reis, wir machen einen Spaziergang, bei dem wir den Weihnachtsmann suchen, wir essen Grießbrei mit Banane und Honig und Zitronenschale. Und dann, wenn die Geschenke dran sind, dann gibt es eben noch das Auspacken, und dann freut man sich schon auf die Geschenke im nächsten Jahr. Bis auf den Moment, in dem wir die Geschenke auspacken, ist also das ganze Jahr voller Vorfreude.

Was ich bekommen habe? Ich bekam Geld, und jeder hatte es anders verpackt.

Tarzan hatte eine Tasse mit Euroschokoladentalern gefüllt und ganz unten einen 50-Euro-Schein hineingelegt. Berti hatte einen 50-Euro-Schein als Lesezeichen in ein Buch gelegt.

Und Art legte einen 50-Euro-Schein auf den Tisch. Und »Zenos Gewissen« von Italo Svevo, mit einem zweiten 50-Euro-Schein als Lesezeichen.

Meine Mutter sagte, dass wir danach mal sprechen sollten, was auch ungefähr 50 Euro ist. Alle bekamen Rumtopf. Art bekommt Rumtopf mit extra Erdbeeren, weil er die so gerne mag. Alle anderen bekommen normalen Rumtopf.

Berti bekam: Kondensmilch, Rumtopf, Essiggurken

(selbst eingelegt), den ganzen Ring des Nibelungen auf 12 CDs, ein Buch mit verblüffenden Fakten. Einen Pullover, grün, in der richtigen Größe. Dass Berti jedes Jahr die Kondensmilch geschenkt bekommt, ist eine lustige Geschichte, aber die erzähle ich vielleicht wann anders oder gar nicht, weil so lustig finde ich sie in Wirklichkeit nicht.

Geschenke für Tarzan:

Ein Buch mit erstaunlichen Fakten. Und eines von höherem poetischen Wert.

Geschenke für Art:

Viel. Zu viel, fand er. Und alle anderen auch.

Geschenke von meiner Mutter:

Etwa 50 Euro, Rumtopf, Essiggurken, Kekse, ein Berlin-Führer mit besonderen Erlebnisstätten. Und süße Kondensmilch.

Geschenke für Otto:

Porzellan, Marmelade, einen Bildband mit Schmetterlingen.

Warum ich nur erzählt habe, was meine Mutter geschenkt hat, aber nicht, was sie bekommen hat? Weil ich mich nicht daran erinnere. Lesen Sie da jetzt nicht zu viel rein.

In unseren Geschenken steckt Liebe und Vorausschau. Das glaube ich, solange ich Geschenke bekomme und solange ich Geschenke verschenke.

Zum Beispiel: Berti schenkt Otto ein Buch und ein Stück Seife. Damit Otto nicht denkt, dass Berti denkt, dass Otto stinkt, schenkt Berti allen anderen auch ein Stück Seife. Weil alle anderen nun aber Geschenke im Wert von beinahe 50 Euro erhalten, aber Otto jetzt nur

noch Geschenke im Wert von 37 Euro erhält, lässt Berti für 10 Euro noch Ottos Namen in die Seife eingravieren.

Otto und Berti sind besonders. Als Otto und Berti klein waren, ist Berti jede Nacht, als alle schon geschlafen haben, zu seinem Bruder ins Bett geschlichen. Alle wussten, dass Berti das macht, weil alle wussten, dass er nachts alleine Angst hatte, und vor allem weil Berti besonders lange geschlafen hat und deshalb nie rechtzeitig zurückschleichen konnte in sein eigenes Bett, das zwar im selben Zimmer stand, aber eben auch neben den Betten von Art und Tarzan. Alle wussten davon, aber niemand hat darüber geredet. Ich weiß es nur von meiner Mutter.

Erst als Berti ausgezogen ist, hat er in einem eigenen Bett geschlafen. Heute wohnen Otto und Berti wieder zusammen und niemand weiß, ob sie in einem Bett schlafen. Aber alle reden darüber. Das weiß ich auch von meiner Mutter. Was ich auch von ihr weiß: Tarzan, der eigentlich anders heißt, wird Tarzan genannt, weil er das gerne möchte. Zumindest wollte er das, als er zwölf war. Und jetzt, mit dreiundsechzig, ist er ein alter Tarzan. Was ich noch weiß: Dass Tarzan der Einzige in der Familie ist, der einen VW-Bus reparieren kann. Dass er der Einzige in der Familie ist, der seine Wäsche mit Kernseife waschen, an der Wuchsrichtung des Mooses die Himmelsrichtung bestimmen, einen Buchstabierwettbewerb gewinnen und den Zauberlehrling aufsagen kann. Und was ich noch von ihm weiß: Dass Tarzan als Student mal eine Therapie gemacht hat, für zwei Wochen. Aber ich glaube nicht, dass das so eine moderne Form war, wie Sie sie anbieten. Jedenfalls:

Danach hat er sich davor geekelt, Angst anders zu fühlen als eine Flasche Bier oder Licht oder einen VW-Golf. Und noch mehr hat er sich davor geekelt, anders darüber zu sprechen.

Das scheint jetzt erst mal nicht weiter von Belang zu sein, aber ich bitte Sie um etwas Geduld oder besser: Vergessen Sie das mit der Therapie einfach wieder, ich werde später noch einmal darauf zurückkommen.

Etwa zur selben Zeit, also vor zwanzig Jahren, hat Art mit mir Fußball gespielt, obwohl wir das beide nicht gerne mochten. Was wir beide gern mochten: Art hat mir die Odyssee auf eine Kasette gesprochen. Ich habe sie nachts gehört, und wenn ich sie ausgehört hatte, habe ich sie ihm zurückgegeben und Art hat ein neues Kapitel draufgesprochen.

Lange preisen wir, schon von den Zeiten unserer Väter,

Uns Gastfreunde. Du darfst nur zum alten Helden Laertes

Gehen und fragen. Aber ich kam, weil es hieß, dein Vater wäre nun endlich heimgekehrt; doch ihm wehren vielleicht die Götter die Heimkehr.

Denn noch starb er nicht auf Erden der edle Herr Vater, Odysseus, sondern er lebt noch wo in einem umflossenen Eiland auf dem Meere der Welt; Meine Mutter die sagt es, er sei mein Vater; ich selber weiß es nicht: denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.

Also, das ist nicht ganz genau. Aber so ähnlich. Ach, oder:

*Ganz unmöglich ist mir's, Antinoos, die zu verstoßen,
Die mich gebar und erzog; mein Vater leb' in der Fremde,*

Oder sei tot!

Und Erdbeeren pflücken bei Erdbeerenselberpflückenhannes, obwohl wir beide auf Erdbeeren allergisch sind. Bei mir schwillt die Zunge an und ich bekomme rote Flecken im Gesicht. Art bekommt dann keine Luft mehr. Röcheln müssen wir beide. Art hat gesagt: »Wir röcheln Erdbeeren«, und »Erdbeerhusten«. Finden Sie das lustig? Ich bin mir auch nicht sicher. Immerhin hatte Art immer eine Cortisonsalbe dabei, und ein Asthmaspray. Aber richtig lustig finde ich es trotzdem nicht.

Er ist mit mir ins Wattenmeer gegangen, um Krebse zu sammeln. Dann kam die Flut und Art hat mich auf den Schultern zurück ans Ufer getragen. Art hat geweint und gesagt, dass das sehr knapp gewesen sei. Art hat auch eine Therapie gemacht und, ich weiß es nicht genau, aber ich glaube, er macht sie noch immer. Das ist jetzt eigentlich auch noch gar nicht wichtig, vielleicht vergessen Sie das einfach auch, weil über Art müssen wir dann später ohnehin noch genauer sprechen.

Meine Mutter hat ebenfalls eine Therapie gemacht, zehn Jahre. Ich habe sie gefragt, ob es was gebracht hätte. Sie hat überlegt und dann gesagt: »Heute weiß ich, dass nicht jeder seine Geschenke ohne Tesafilm einpacken können muss und dass ich einen guten Obstsalat machen kann.«

Das können Sie ruhig behalten, das ist durchaus wichtig, aber nun genug davon.

Wir haben also unsere Geschenke ausgepackt und dann haben wir mit unseren Geschenken gespielt. Das machen wir, glaube ich, anders als andere Familien. Meine Mutter erklärt allen, warum sie genau das Geschenk erhalten haben, das sie erhalten haben. »Dies ist

ein Buch mit erstaunlichen Fakten«, sagte sie zu Tarzan. »Ich dachte, das ist sicher was für dich, weil du selbst auch immer so erstaunliche Fakten hast.« Dann versuchten Berti und Tarzan herauszubekommen, wie unverschämt genau meine Mutter das Geschenk gemeint haben könnte. Gewonnen hat immer derjenige, der die bösartigste Interpretation der Intentionen des Schenkenden formuliert. Allerdings verliert diese Person dann auch immer etwas. Oder sagen wir, es gibt wenig zu gewinnen bei dem Spiel, um einmal ohne das Wort »Galle« zu sprechen.

Zur selben Zeit bedankte sich Otto bei Berti für die Seife mit den Worten: »Das muss ja ein Vermögen gekostet haben! Graviert!«, und Berti sagte zu meiner Mutter, die genau zugehört hatte: »Schau einer an, Otto weiß es einfach zu schätzen, wenn man ihm ein Geschenk macht. Und selbst macht er auch immer so herzliche, manchmal sogar rührende Geschenke.« Berti holte sein Portemonnaie aus der Manteltasche und bot Otto einen 10-Euro-Schein an.

Wir klappen Bücher auf, klappen Kalenderblätter um und fächern 50-Euro-Scheine auf. Wir wechseln Pullover und naschen von der süßen Milch. Wir reden über Wagner und Bayreuth, über Schmetterlinge und Kekse, Rezepte in Sütterlin, Rezeptbücher in Sütterlin. Wir reden darüber, ob Mama Mama heißt oder Mutti oder Oma oder Mutter. Dann spielen wir weiter.

Vor ein paar Weihnachten hat Tarzan mir einmal, ach so, davor vielleicht: Ihnen ist ja sicher nicht entgangen, dass ich, also, sagen wir, nicht richtig schwarz oder so, vielleicht, milchkaffee-, cappuccinofarben bin. Zumindest im Sommer. Und dass meine Nase und meine

Augen, also das liegt daran, dass mein Vater ein Araber war. Aber der Rest meiner Familie ist so deutsch wie ein Volkswagen. Vor ein paar Weihnachten hat mir Tarzan ein Buch geschenkt, ein Wörterbuch von Duden, für Kanakisch – Deutsch, Deutsch – Kanakisch. Alle fanden das ganz drollig, das haben sie gesagt, dass das drollig ist, ich selbst benutze das Wort gar nicht. Ich habe gewartet, bis meine Mutter und ich auf dem Heimweg waren, und dann habe ich das Buch im Auto zerrissen. Meine Mutter hat das erst gar nicht verstanden, und dann habe ich es ihr erklärt. Meine Mutter hat dann Tarzan angerufen und ihm gesagt, dass »wir« nicht mit seinem Geschenk einverstanden seien, »wir« hätten es dann zerrissen. Meine Mutter und Tarzan haben danach zwei Jahre nicht mehr miteinander gesprochen, aber Tarzan hat mir bei der nächsten Gelegenheit ein Wörterbuch Deutsch – Arabisch, Arabisch – Deutsch geschenkt. Sie denken jetzt vermutlich: Aber der kann doch sicher Arabisch! Und Sie haben recht, das schon. Aber die Frage ist doch: Weiß Tarzan das? Ich weiß es bis heute nicht. Davon hängt aber natürlich ab, was ich von dem Geschenk halten soll. Ich habe es vorsichtshalber auch zerrissen. Ach, vergessen Sie das.

2. Was wir essen. Und wann und wo und wie und warum.

Der beste Teil des Abends kommt jetzt: Der Beginn der Vorfreude auf die Geschenke im nächsten Jahr. Ob ich das ernst meine? Hmm. Auf jeden Fall kommt jetzt das Essen.

Wir haben noch einiges vor uns.

Jetzt essen wir und dann spielen wir ein Spiel.

Dann essen wir und dann verstecken wir uns.

Wir verstecken uns, dann essen wir und wir spielen noch ein Spiel, dann essen wir. Dann essen wir und erzählen die Geschichte meiner Geburt.

Dann essen wir und dann bleibt nur die Vorfreude auf die Geschenke im nächsten Jahr.

Berti füllte auf der Terrasse die Karaffe mit Weißwein auf. Er hatte den Wein in einem Pappkarton mitgebracht und sagte, dass das ja heute so sei, dass der Wein aus den Pappkartons heute der bessere Wein sei. Er schenkte allen ein, nur Art hielt seine Hand über das Glas.

Wir tranken auch Sekt und Wasser und Rumtopf. Wir trinken alle viel. Ich trinke viel Bier, meine Mutter trinkt viel Wein, Art trinkt viel Armagnac. Aber auch Wasser und Apfelschorle oder Saft. Tee, Kaffee, Kaffee mit süßer Kondensmilch. Kaffee mit Armagnac, Kaffee mit Likör, Kaffee mit Portwein, kurz: Wir trinken viel, um einmal ohne das Wort »saufen« zu sprechen. Ich glaube, wenn wir nicht so viel essen würden, dann würden wir sogar zu viel trinken. Ich habe Berti gesehen, wie er Bratensaft von einem Teller getrunken hat. Er hat aufgeschaut von seinem Teller und alle haben ihn angesehen. Seine Lippen klebten noch am Teller. Er hat den Teller abgesetzt und gesagt: »Das macht man natürlich eigentlich nicht«, und dabei ist ein Faden Bratensaft von seiner Unterlippe zurück auf den Teller getropft.

Berti erzählte, dass der Weißwein ein auf Schieferplatten gewachsener Riesling sei, weshalb er einen we-

niger mineralischen Geschmack habe. »Dieser hier«, sagte er, »kommt von einer der letzten Weinterrassen in der Pfalz.« Dass die Reben sehr alt seien und seit einigen Jahrhunderten von derselben Familie geschnitten würden und dass Tarzans Wochenendhaus ganz in der Nähe liege, sagte er auch noch. Dass er selbst da gewesen war und den Winzer getroffen habe, um sicherzustellen, dass der kein Diethylenglykol im Keller habe und seine Frau nicht schlage. Tarzan sagte, dass doch wohl jeder Riesling nach dem dritten Glas geschmacklich nicht von Glykolwein zu unterscheiden sei. Und Berti sagte, dass aber dieser Winzer sogar nach dem fünften Glas noch immer seine Frau nicht schlagen würde.

Otto zog seinen nackten Fuß über die geölten Diele. Das scheint eher nebensächlich, ich will es aber trotzdem erzählt haben.

»Es ist ja so«, sagte Tarzan, »dass die meisten Winzer gar nicht wissen, dass Schieferplatten alle paar Jahre neu geschlagen werden müssen, damit sich keine Bitterstoffe in den Wein mischen.«

Ich weiß, was Sie denken: Tarzan ist sicher ein Winzer. Aber vielmehr ist es so, dass Tarzan ein Wochenendhaus in einem Weinanbaugebiet hat. Und Tarzan ist ein sehr interessierter Mensch. Der interessiert sich eigentlich für alles. Aber immer nur so viel, dass er noch genügend Kapazitäten hat, um sich auch für alles andere zu interessieren. Berti sagte, dass es doch immer wieder erstaunlich sei, dass man keinen Jesus brauchen würde, um Wasser in Riesling zu verwandeln, sondern lediglich einen Tarzan. Das hat er gesagt. Was halten Sie eigentlich von Ironie? Mein Freund, der Schrift-

steller ist, sagt, dass Ironie nur da sei, um sich von einer Aussage zu distanzieren. Deshalb verzichte er in seiner Arbeit beinahe gänzlich auf Ironie, weil er kein Feigling sein wolle. Stattdessen würde er alles sehr ernst meinen und zum Beispiel sagen: »Tarzan war sehr traurig.« Aber nur dann, wenn Tarzan tatsächlich sehr traurig gewesen sei. Seine Bücher sind natürlich brilliant! Und ganz nebenbei noch sehr ökonomisch. Ich meine, könnten Sie sich einen kürzeren Weg vorstellen zu sagen, dass Tarzan traurig war? Sollte er die Welt aufschreiben, dann wäre das Buch genauso groß wie die Welt, keinen Millimeter kleiner oder größer. Ein sehr genauer Beobachter. Aber finden Sie das auch, das mit der Ironie? Sie sind ja vermutlich ganz häufig mit Ironie konfrontiert, also von Berufswegen. Ich finde das nämlich nicht. Ich meine, wenn ich Ihnen sage, dass ich finde, dass Sie ein ganz hervorragender Therapeut seien, und aber in Wirklichkeit meine, dass Sie ein besonders stümperhafter Therapeut seien, vielleicht sogar sagen möchte, dass Sie gar kein Therapeut sind, dann ist ja klar, dass ... dass Sie mich eigentlich richtig verstehen. Und dann habe ich irgendwie beides gesagt und Sie haben irgendwie beides verstanden. Wenn ich Ihnen aber sage: »Ich finde Ihren Ansatz der Therapie ganz großartig! Sie geben mir das Gefühl, dass alles, was mir widerfährt, nur passiert, damit es mir widerfährt!«, dann haben wir doch eine ganz neue Sprache. Sie wissen nicht, was ich denke. Ich kann kaum kontrollieren, wie Sie auffassen, was ich sage. Aber wir sprechen eben doch. Wir kommunizieren eben doch. Ist das nicht großartig? Ich könnte auch sagen: »Tarzan hat auf mich eine große Wirkung. Ich höre immer gespannt zu. Ich

muss ihn eigentlich nur irgendwo anstechen und es läuft aus ihm heraus und es läuft immer etwas mehr hinaus, als je hineingeflossen ist.« Verstehen Sie? Nein? Ich hoffe, dass es noch klar wird.

Vor dem Essen falteten wir noch das Geschenkpapier vorsichtig zusammen und legten die Geschenke auf Haufen, die zu ihren neuen Besitzern gehörten. Wir legten das gefaltete Geschenkpapier vor die Geschenke, die das Geschenkpapier verhüllt hatte, als sie noch Geschenke waren. Je ein gefaltetes Blatt rotes Papier mit weißen Punkten vor jeden Rumtopf, einen Bogen silbern glitzerndes Papier vor die Kalender, ein Stück beiges Papier mit preußischblauen Streifen vor die Bücher und durchsichtige Folie mit roten und orangen Bändern vor die Konservendosen mit der süßen Milch. Art zündete sieben Teelichter an und stellte sie den Haufen bei, vor das Geschenkpapier. Obwohl die sieben Kerzen eigentlich den Raum heller hätten machen müssen, wurde es etwas gemütlicher, um nicht mit dem Wort »dunkler« zu sprechen. Wir standen vor den Geschenken und schwiegen, Kalle verteilte Tassen mit dampfendem Rumtopf. Art pustete in seine Tasse. Seinen Blick, den er auf die Geschenke warf, warfen die Geschenke direkt zurück in ihn. Ich sag Ihnen was: Dieser Moment hat mich eingenommen. Alles, was jetzt passiert, alles, was ich von jetzt an erzähle, ist durchdrungen von diesem Moment. Alle Ereignisse, die folgen, alles, was ich zu erzählen habe, alle meine Rechtfertigungen und Zweifel, meine Gefühle und Handlungen, meine Gedanken, meine Absichten, mein Verständnis und damit Ihr Verständnis von diesem Weihnachten läuft durch den Fil-

ter dieses Moments. Denken Sie bei diesem Moment an eine Beerdigung? Ja? Ich nämlich auch.

Dann kam Tarzan aus dem Keller mit den Handschellen und fragte: »Wer hat Hunger?«





Vera Brittain
Vermächtnis einer Jugend

Als eine der wenigen Frauen ihrer Generation besteht Vera Brittain 1914 die Aufnahmeprüfung zum Oxford College, zudem mit Bravour. Nur wenig später verliebt sie sich in Roland, einen Freund ihres Bruders Edward. Doch der Ausbruch des Ersten Weltkriegs macht die Träume einer ganzen Generation zunichte: Roland und Edward kommen in den Schlammwüsten zu Tode. Sie selbst bricht das Studium ab, geht als Hilfskrankenschwester an die Front und wird Zeugin unausdenkbarer Qualen der Opfer in London, Malta und Étaples. Die eindrücklichen Schilderungen der Erfahrungen von Frauen im Krieg, ihres Einsatzes, ihrer Hoffnungen und ihrer Trauer, rücken die konkreten Schrecken für das eigene Leben so nahe wie kaum ein anderes literarisches Zeugnis.

Vera Brittain, 1893 im britischen Newcastle-under-Lyme geboren, brach 1915 das Studium in Englischer Literatur in Oxford ab und arbeitete als freiwillige Krankenschwester im Ersten Weltkrieg. Nach Kriegsende engagierte sie sich politisch als Feministin und Pazifistin. Ihr Hauptwerk *Vermächtnis einer Jugend* erscheint erstmals auf Deutsch.

Erscheint am 28. September 2018
Aus dem Englischen von Ebba D. Drolshagen
Ca. 550 Seiten
28,00 € (D) | 28,80 € (A) | 34,80 sFr
ISBN 978-3-95757-611-8
Auch als E-Book erhältlich



An diesem Morgen des 4. Juli rollten die endlosen Konvois an, zwei Wochen lang kamen sie pausenlos, dann ging es nach einer kurzen Atempause bis zum Ende dieses schwülheißen Monats weiter. Die Stationen schwitzten an den »arbeitsreichen und anstrengenden Tagen« unter ihren Wellblechdächern; ständig lag uns der durchdringende Geruch von offenen Wunden und übel riechenden Straßen in der Nase, glühend heiße Wege und Bürgersteige brannten sich durch die Sohlen unserer Schuhe. Jeden Tag – und ohne mich je daran zu gewöhnen – kämpfte ich gegen die Übelkeit und die Angst an, die in mir aufstiegen, wenn ich sah, wie eine zugedeckte Bahre nach der anderen hereingetragen wurde; erst wenn ich mit hämmerndem Herzen hingelaufen war und nachgesehen hatte, wusste ich, welches furchtbarer Anblick, welches Geräusch, welcher Gestank unter jeder dieser braunen Decke verborgen waren, welche Qual, welcher unabwendbarer Tod.

Um nachts in Rufnähe zu sein, zogen Betty und ich von Denmark Hill in eine Parterrewohnung eines Wohnblocks unmittelbar vor dem Brixton-Tor des Krankenhauses. Durch völligen Verzicht auf Pausen schafften wir es gerade so, unmittelbar vor dem Abendessen mit dem morgendlichen Verbandswechsel fertig zu werden. Die Nachmittags- und Abendrunden überließen wir der Spätschicht und humpelten Abend für Abend aus dem Chaos der Station in die gnädige Abgeschlossenheit unserer Wohnung. Dort fielen wir aufs Bett, jeder Kno-

chen und jeder Muskel von den Schultern bis zum Knie taten so weh, als seien wir auf das Übelste verprügelt worden.

In diesen Wochen lernte ich, dass man über jedes menschenmögliche Maß hinaus erschöpft sein kann und dennoch an einem Tag mehr Arbeit erledigt, als ich es je für möglich gehalten hätte. Wenn das Stöhnen der betäubten Männer die Station in ein Tollhaus verwandelte und leidende Jungs in ihrer erbarmungswürdigen Ungeduld ausgerechnet dann Aufmerksamkeit forderten, wenn die Arbeit am größten und die Hitze am unerträglichsten waren, spornte ich mich an, indem ich, mit dem für junge Menschen typischen Idealismus, in Gedanken zwei Verse aus Kiplings »Klagelied um die toten Schwestern« wiederholte:

Klagelied um die toten Schwestern

(Wenn der Tag nur Qual war und die Nacht nur
düsteres Grauen,
wenn verloren unsere Seele war im dunklen
Schlund –
wenn wir schwindend durch des Fiebers sieben
Höllen flohen,
halfen ihre Hände uns und machten uns gesund.)

(Bis der Schmerz uns gnädiglich betäubte und
wir schwiegen –
jeder Nerv in dem missbrauchten Lehm schrie
Gott ja an;
wenn der Körper siegte und die letzte Scham
dahinging –

wischten sie den Schweiß uns ab und standen ihren Mann.)

Aber es gab andere und wichtigere Entschädigungen als Kipling. Edward war in Sicherheit, Victor und Geoffrey noch in England; ich musste im Moment nichts fürchten, ich zahlte mit meiner körperlichen Erschöpfung nur einen kleinen Preis für diese immense Erleichterung.

Am Abend des 4. Juli war meine Vierzig-Betten-Baracke weit über ihre eigentliche Kapazität hinaus mit frisch Operierten belegt. Aber im College auf der anderen Straßenseite standen die langen Reihen der Offiziersbetten immer noch leer.

12

Am nächsten Tag hörte ich in aller Herrgottsfrühe, wie die VADs vom J, der Offiziersstation im College, telefonisch aus dem Bett geklingelt wurden. Ich war noch in Denmark Hill und nahm im Halbschlaf wahr, wie sie wenige Minuten später die Treppen hinunter in das milde, gelbe Licht eines Sommermorgens hinausliefen.

Nach dem Frühstück ging ich wie üblich auf meine Station und bereitete gerade die Verbandstabletts vor – womit, unabhängig von der jeweiligen Station, jeder Tag begann –, als ich eine aufgeregte Stimme hörte: »Brittain! Brittain! Komm *sofort* her!«

Ich drehte mich um, zu meiner Verblüffung stand die ältere der zwei VADs von der J-Station in der Tür. Sie war so schnell gelaufen, dass sie vor Keuchen kaum

sprechen konnte, mühsam stieß sie hervor, »Weißt du – weißt du schon, dass dein Bruder drüben auf der J ist?«

Um ein Haar hätte ich die Verbandsschalen fallen gelassen, dann keuchte auch ich: »Was? Edward ist auf der J?«

»Ja, wirklich«, antwortete sie, immer noch japsend. »Ich habe ihn gerade gewaschen. Entschuldige, ich muss zurück – habe nur die Erlaubnis bekommen, dir das schnell zu sagen.« Und verschwand wieder über die Straße.

Ich war gerade dabei, das aufgeregt meiner Stationschwester zu erklären, als die Oberin anrief, um mir mitzuteilen, dass Second-Lieutenant E. H. Brittain am Morgen mit dem Konvoi gekommen sei und nach seiner Schwester frage. Ich dürfe ihn, fügte sie hinzu, besuchen, sobald ich »auf der Station entbehrlich« sei. Obwohl wir in Arbeit ertranken, sagte die Sister, ich dürfe gehen und müsse auch nicht umgehend zurückkommen, also eilte ich in einem unbeschreiblichen Gefühlstaumel zum College hinüber.

Statt der ordentlichen Bettreihen vom Vorabend herrschte mittlerweile ein solches Durcheinander von Trennwänden und Tragen, dass ich kurz an der Tür stehen blieb und vergeblich nach Edward suchte. Da winkte in einiger Entfernung ein blauer Pyjamaärmel, Sekunden später stand ich an seinem Bett.

Eine Minute lang, vielleicht zwei, sahen wir einander schweigend an. Einer seiner Ärmel war leer, der Arm steif und verbunden daneben, automatisch suchte ich mit professionellem Blick auf dem Verband nach den bekannten grünen Flecken und fand zu meiner Erleichterung keine. Er versuchte gerade, mit einer Hand

sein Frühstück einzunehmen; ich half ihm, ein weiches Ei zu essen, diese alltägliche Handlung gab uns unsere Selbstbeherrschung zurück.

Doch selbst dann konnten wir nicht viel sagen. Er schien – was mich in Erinnerung an den einer weitaus kleineren Verletzung wegen verhärmten und niedergeschlagenen Geoffrey überraschte – fröhlicher und glücklicher als während des ganzen letzten Urlaubs. Das Wichtigste war für ihn, dass er die große Gefahr erlebt und würdig bestanden hatte; erst später, als er sich nach und nach an alles erinnerte, was er am 1. Juli durchgemacht hatte, bemerkten Victor, Geoffrey und ich, dass ihn die Schlacht an der Somme stark verändert und um zehn Jahre hatte altern lassen.

An diesem Tag aber, an dem er nur mich und den Onkel sah, der wieder mehrere Telegramme verschickte, kreisten seine Gedanken ausschließlich um den erstaunlichen Zufall seiner Einlieferung in Camberwell. Der Andrang in Waterloo, sagte er, war so gewaltig, dass es völlig aussichtslos gewesen sei, um die Verlegung in ein bestimmtes Krankenhaus zu bitten.

»Ich traute meinen Augen kaum, als ein Sanitäter mir ein Schild mit ›1st London General‹ anheftete.«

An diesem Nachmittag und an einigen darauffolgenden Tagen durfte ich zum Tee bei ihm auf Station bleiben. Von kurzen *Gute Nacht*-Besuchen abgesehen, sah ich ihn ausschließlich dann, weil ich fast zwei Wochen lang ununterbrochen Dienst hatte.

Der erste Jubel der Erleichterung hatte sich inzwischen gelegt. Er blieb gelassen und beherrscht, aber der linke Arm war steif und die Finger unbeweglich; die Kugel hatte den Nervenstrang durchschlagen, insgeheim

sorgte er sich wegen der möglichen Folgen für sein Musizieren. Ich erfuhr erst nach und nach, was am 1. Juli geschehen war, denn wenn nicht meine Mutter, Victor oder Geoffrey zum Tee bei ihm waren, versuchte er, die Mutter seines Kompanieführers zu trösten, eine würdevolle, weißhaarige Dame mit traurigen Augen. Captain H. blieb noch Wochen nach der Schlacht vermisst; Edward verheimlichte ihr seine Vermutung, dass »Bill« von einer Mine zerrissen worden war, aber seine Leiche wurde sehr viel später doch noch gefunden.

Edwards eigene Geschichte schien alles andere als untypisch, aber ich musste daran denken, wie er bei den Versetzungen nach Frankreich mehrfach übergangen worden war, und hörte ihm mit heimlicher Genugtuung zu. Etwa so hat er es mir nach und nach erzählt:

»Das Bataillon hatte Befehl, sich an der Hauptoffensive zu beteiligen, von den Angreifern kamen nur etwa siebzehn Mann und zwei Offiziere durch. Der Einsatz begann um 7:30 Uhr, es war absolut still, ich weiß noch, dass mir auffiel, was für ein perfekter Morgen das war, keine Wolke am blauen Himmel. Ich musste den ersten Angriff unserer Kompanie führen, wir rückten aber nicht sofort vor, weil andere Regimenter den Angriff eröffneten. Während wir auf den Befehl warteten, drängten viele Verwundete der ersten Welle in unseren Graben zurück; das verstörte die Männer sehr und unmittelbar, bevor wir vorrücken sollten, geriet das Yorkshire-Regiment vor uns in Panik – ausgelöst vielleicht durch einen deutschen Gegenbefehl – und begann sich zurückzuziehen.

Es sah richtig schlecht aus, ich weiß nicht mehr, wie

ich die Männer zusammenbekam und dazu bewegte, über den Grabenrand zu gehen. Ich weiß nur, dass ich zweimal zurückgehen musste, um sie zu holen, diese Minuten möchte ich kein zweites Mal erleben, und wenn ich das Victoria Cross dafür bekäme ... Sie waren mir etwa siebenzig Meter gefolgt, als ich das erste Mal getroffen wurde, ins Bein. Ich fiel hin, stand auf, aber fiel wieder hin; zweimal versuchte ich weiterzugehen, dann gab ich auf und kroch in einen Granattrichter. Da lag ich, die Arme über dem Kopf, wie man es uns beigebracht hatte, als direkt neben dem Trichter ein Monster von einer Granate einschlug. Ein Splitter durchschlug meinen Arm; der Schmerz war so furchtbar – viel schlimmer als das Bein –, dass ich erst dachte, der Arm sei fort, ich verlor die Nerven und begann zu schreien. Als ich sah, dass er noch da war, konnte ich mich zusammenreißen; nachdem ich etwa anderthalb Stunden in diesem Loch gelegen hatte, hatte ich den Eindruck, der Hagel der Maschinengewehrsalven auf die britische Linie hätte nachgelassen.

Inzwischen waren zwei weitere Männer im Trichter – einer war sehr schwer verwundet, der andere hatte nichts – nur die Hosen voll. Ich versuchte mit allen Mitteln, ihn dazu zu bewegen, dass er den Verwundeten in Sicherheit trug und mir Hilfe schickte, begriff aber bald, dass er sich nicht rühren würde, also beschloss ich, es selbst zu wagen. Ich kroch aus dem Loch und begann, mich zwischen Toten und Verwundeten zu unserer Stellung zu schleppen, das waren etwa siebenzig Meter. Daran habe ich kaum Erinnerungen, außer dass ich einen Mann sah, der an diesem Morgen getötet worden war und dessen Hand sich schon grüngelb

färbte. Davon wurde mir ziemlich übel, ich versuchte, mich zu beeilen; ich war etwa zwanzig Minuten im Niemandsland gewesen, als zwei unserer Bahrenträger mich zum Glück entdeckten. Sie halfen mir über das Geländer und trugen mich zum Verbandsplatz. Dann schickte ich sie zu dem Granattrichter zurück, um den Verwundeten zu bergen. Im Feldlazarett traf ich sehr viele Offiziere und Männer, die ich kannte; ich verlor jedes Zeitgefühl, irgendwann wurde ich in ein Bett gelegt und war gerade am Einschlafen, als sich ein verdammter Krankenpfleger, der mich für verletzt hielt, als ich war, mit meiner Uhr davonmachen wollte; du kannst dir wohl denken, wie lautstark ich ihn verflucht habe. Ich kam sofort in einen Lazarettzug und wurde mit der *Egypt* rübergebracht, aber es gab so viele Verwundete und so viele Verzögerungen, dass die Fahrt insgesamt fünf Tage dauerte.«

Als ich später Geoffrey mein Erstaunen gestand, vor allem darüber, wie Edward seine Männer nach der Panik versammelt habe, meinte Geoffrey, ihn überrasche das nicht im Geringsten; er habe immer gewusst, Edward sei »ein furchtloser Kerl«. Andere Freunde teilten diese Meinung offenbar, viel später erfuhr ich von einem anderen Offizier, dass Edward in dem ganzen Durcheinander des 11th Sherwood Foresters-Bataillons »Der Unbefleckte des Schützengrabens« genannt wurde; er habe sich selbst an den schlimmsten Tagen eines bevorstehenden oder andauernden Vorstoßes regelmäßig und völlig ungerührt rasiert, was für die Moral der Männer wichtiger gewesen sei als alle frommen Ermahnungen. Am Sonntag nach Edwards Einlieferung in Camberwell bekam meine Mutter einen Brief von Ri-

chard N., einem älteren Subalternoffizier, der an anderer Stelle eingesetzt und daher nicht an dem Vorstoß beteiligt gewesen war. Er gratulierte ihr zu Edwards »mutigem und mustergültigem Verhalten« am 1. Juli.

N. gehörte in Frankreich zu Edwards engsten Freunden; ich hatte schon gehört, dass er und »Bill« an den äußerst angespannten Abenden vor der Offensive auf Edwards tragbarem Grammofon die Schallplatte *God so loved the world* spielten. Die Wärme, die aus seinem Brief sprach, schien selbstverständlich, wir sahen sie als Reverenz eines Freundes an einen anderen, Edward selbst tat ihn leicht amüsiert ab. Sobald er das Krankenbett verlassen konnte, erwähnte er die Sonne nur noch, wenn er dazu gedrängt wurde. Erst Ende August – unmittelbar nachdem Geoffrey mir abrupt einen Strauß roter und weißer Nelken in die Hand gedrückt hatte, bevor er zur Front zurückkehrte – begriffen wir, dass wir weder Edwards Geschichte noch N.s Brief die angemessene Bedeutung beigemessen hatten.

Für Edward begann eine immer wieder verlängerte Zeit der Erholung. Die schwere Verletzung des Nervenstrangs bereitete ihm monatelang große Schmerzen, deren Abhilfe durch Massagen sich fast ein Jahr hinzog. Als ich an einem späten Sommerabend vom Dienst heimkam, lag eine bleistiftgeschriebene Postkarte von ihm da, er berichtete, dass Vater und er in Kensington eine Wohnung besichtigt hatten, in die meine Eltern wenig später einzogen.

Weiter schrieb er:

»Vater kam heute morgen hierher ... hatte einen an mich adressierten Brief aus Frankreich dabei, in dem steht: »Für 2nd-lt. E. H. Brittain. Der *General Officer*

Commanding gratuliert Ihnen zur Verleihung des *Military Cross* durch den Oberbefehlshaber.«

13

Schon jetzt, dachte ich, waren seine Gebete an Rolands Grab erhört worden – durch ihn selbst. Ich muss erwähnen, dass das Militärkreuz 1916 viel bedeutete, es war damals noch eine vergleichsweise seltene Auszeichnung, die nur für wirklich herausragende Tapferkeit verliehen wurde.

»Ist das mit Edwards Military Cross nicht unfassbar und fantastisch?«, schrieb ich an meine Mutter. »Und wie typisch für ihn, eine Postkarte zu schicken, wo jeder andere telegraphiert hätte ... Du musst bald herkommen, um zu sehen, wie er die Ordensspange trägt ... Andere Offiziere drehen sich um und schauen ihm nach, er scheint das nie zu bemerken ... Er sagt, er werde bestimmt bald befördert – aber was spielt es für eine Rolle, ein Leben lang 2nd-Lieut. zu sein, wenn man das M. C. trägt!«

Anfangs bedauerte ich, dass Roland – immer voller Mitgefühl und zugleich doch auch immer etwas skeptisch angesichts Edwards fruchtloser Versuche, nach Frankreich zu kommen – niemals erfahren würde, wie gründlich er es dem arroganten Offizier heimgezahlt hatte, der ihn zurückgehalten hatte, während Edwards Regiment an die Front verlegt wurde. Doch schon im Moment danach begriff ich, wie gut es war, dass Roland, tot und nicht hochdekoriert, das nie erfahren würde, es hätte ihn zu sehr verbittert. Er war derart auf das

Military Cross aus gewesen, es war für ihn erstrebenswerter als ein Nobelpreis, und seine Mitoffiziere von der 7th Worcester waren damals ebenso sicher wie wir, dass er es zwangsläufig zu hohen militärischen Ehren bringen werde. Stattdessen wurde er beerdigt, ohne eine Auszeichnung erhalten oder an einer einzigen wichtigen Schlacht teilgenommen zu haben, während sein Freund, der friedliebende Musiker, nun die begehrte Auszeichnung trug. Wie schwer hätte er es im folgenden Herbstsemester wohl ertragen, in Uppingham schweigend dem lautstarken Empfang für Edward beiwohnen zu müssen – einem Empfang, den er sich oft für sich selbst vorgestellt hatte, für Edward aber undenkbar fand – es sei denn, natürlich, etliche Jahre später als bedeutender Geiger und Komponist.

Die Ironie des Krieges, dachte ich traurig, ist mehr als nur verdreht, mit den Gesetzen eines rationalen Universums unvereinbar. Selbst das Universum war irrational geworden und nichts folgte mehr seiner eigentlichen Bestimmung.

Offiziell wurde Edwards Auszeichnung am 21. Oktober 1916 in der *Times* bekannt gegeben, unter der Überschrift *Auszeichnungen für außergewöhnliche Tapferkeit: Berichte heldenmütiger Taten:*

Temp. Sec.-Lt. EDWARD HAROLD BRITAIN,
R. Notts und Derby –

Für außergewöhnliche Tapferkeit und Führungskraft während eines Angriffs. Trotz einer schweren Verwundung führte er seine Männer mit großer Unerschrockenheit und unerschütterlichen Ruhe, bis eine zweite Verletzung ihn zur Aufgabe zwang.

Aber als ich das las, war ich von Edward und England weit entfernt.

Angesichts des nahenden Sommers und der zunehmenden Kampfhandlungen an mehreren Fronten hatten einige Sisters und VADs Camberwell schon verlassen, um vornehmlich im französischen Auslandsdienst zu arbeiten. Während der immensen Belastung nach der Somme konnten die Londoner Krankenhäuser keine einzige Schwester entbehren, daher geriet der Exodus vorübergehend ins Stocken, aber kaum kamen weniger Konvois, wurden zu meinem stillen Entsetzen eine Sister und zwei VADs auf die *Glenart Castle* abkommandiert, ein Lazarettsschiff. Ihre Namen auf der Melde-liste für den Freiwilligen Frontdienst standen direkt über Bettys und meinem Namen, wir wussten, dass wir bald dran waren und beteten insgeheim um einen Einsatz in Frankreich.

Anfang September stand mein Urlaub an, er war mehr als ersehnt, nachdem am 2. September der Angriff von dreizehn deutschen Luftschiffen ganz London um den Schlaf gebracht hatte. Die Schwerstarbeit im Juli und August zusammen mit der gnadenlosen Hitze eines langen Londoner Sommers hatten mich ausgelaugt und abgestumpft, und so brach ich unendlich erleichtert zu meinen Eltern nach Macclesfield auf.

Am Bahnhof erwartete mich mein Vater mit der Nachricht, ein Telegramm sei für mich gekommen. Wir fuhren mit dem Taxi nach Hause, dem Telegramm nach war ich zum Frontdienst eingeteilt und hatte mich umgehend in Camberwell zu melden.

Nach einem hastigen gemeinsamen Abendessen, von dem ich vor Erschöpfung und Aufregung kaum etwas

herunterbekam, kehrte ich mit dem letzten Zug nach London zurück. Ich war müde, ängstlich und tief enttäuscht, auf den Urlaub mit Lesen und Schlafen verzichten zu müssen, diese zweite lange Eisenbahnfahrt kam mir endlos vor. Es war fast Mitternacht, als ich mich völlig abgekämpft durch das fast menschenleere Elendsviertel von der Camberwell New Road zu unserer Wohnung schleppte, aber Betty war noch wach und erwartete mich. Als sie mich an der Haustür hörte, rief sie durchs Fenster, wir würden in den Osten geschickt, vermutlich nach Malta.

VII

Die lohfarbene Insel

I

Denke ich an die sonnigen Monate zurück, die ich in der schlimmsten Kriegsphase von lähmender Stagnation am Mittelmeer verbrachte, befällt mich jedes Mal eine eigenartige Nostalgie. Der Krieg war für mich und die ganze Welt eine bodenlose Dummheit, eine Tragödie, er vergeudete Jugend und Lebenszeit, missbrauchte mein Vertrauen, verhöhnnte meine Liebe, verhinderte meine Ausbildung – doch Malta bleibt in meiner Erinnerung eine himmlische Verschnaufpause, ein kurzes Jahr der Freude und der atemberaubenden Schönheit. Zumindest für die Dauer meines Aufenthalts begann ich, zum ersten Mal nach Rolands Tod, wieder zu leben.

Eigentlich verstehe ich die Wirkung der Insel nicht, denn ich fuhr unter Gefahren nach Malta, kam schwer-

krank dort an, hatte Heimweh, war oft einsam und verließ sie schließlich in tiefster Verzweiflung und Selbstverleugnung. Und doch: Der Zauber bleibt. Sie ist für mich ein heiliger Ort geworden, das Ziel einer Pilgerreise, ein Märchenland, das ich unbedingt wiedersehen muss, bevor ich sterbe. Wenn ich nach so vielen Jahren die sonnendurchfluteten Bilder der Erinnerung vor mir sehe, die gold strahlenden Gebäude, das türkis- und saphirfarbene Meer, die Himmel in Jade, Topas und Amethyst, die langen, staubweißen Küstenstraßen, die sich über dem Meer an zerklüfteten schwarzen Klippen entlangwinden, überkommen mich Sehnsucht und Wehmut und in mir ruft es: Kommt zurück, ihr magischen Tage! Ich war traurig, ängstlich, entmutigt, einsam – aber so ungeheuer lebendig! Nehmt dieses angenehme Londoner Leben des Schreibens, der geistesverwandten Freunde, der kleinen Erfolge, für die ich so lange gekämpft und so hart gearbeitet habe, nehmt mein komfortables Haus in Chelsea, das mir in den Tagen von Buxton wie ein unerreichbares Paradies erschienen wäre – und gebt mir diese wunderbare Einsamkeit zurück, diese verzauberten Obskuritäten, die hitzeflimmernden Morgen voll Licht und Farbe, die Stunden des Träumens in heiß duftenden Sauerklee-, Gladiolen- und Affodillfeldern!

Ich weiß, nichts davon wird je wieder so sein. Vielleicht werde ich die Klippen sehen, die Blumen riechen, die Schatten beobachten, die die untergehende Sonne über schwefelgelbe alte Mauern treibt, aber das Licht, das von der in Kriegszeiten geschärften Wahrnehmung herrührte, wird ihnen ebenso fehlen wie die Pracht, die eine naive Zweiundzwanzigjährige sah. Ich bin kein

Kind mehr, und so aufregend meine Welt durch meinen selbst gewählten Beruf und mit einem ausgefüllten Privatleben auch sein mag, sie ist im Vergleich zu Malta in den Jahren unserer Qual langweilig.

Ich glaube, eben dieser Zauber, diese Magie, diese mit nichts vergleichbare innere Erregung in todbringenden Zeiten sind das wahre Problem der Pazifisten – ein Problem, das nie klar benannt wurde und im Grunde ungelöst ist. Die Gründe für einen Krieg werden immer falsch dargestellt; seine Ehre ist unehrenhaft, sein Glanz trügerisch, aber die Anforderungen an die geistige Ausdauer, die äußerste Schärfung aller Sinne, das vitalisierende Wissen von der geteilten Gefahr und dem gemeinsamen Ziel – all das übt eine große Anziehungskraft auf junge Menschen in einem Alter aus, in dem Liebe, Freundschaft und Abenteuer stärker begeistern als in jeder anderen Lebensphase. Der schillernde Zauber ist vielleicht nur ein Fiebertraum, und mag, kaum ist der Krieg vorbei, erlöschen und sich als jenes Irrlicht erweisen, das er seit jeher war; doch solange er anhält, kennt die Menschheit offenbar kein zweites Gefühl, das sie derart in Bann schlägt wie das der gesteigerten Lebendigkeit.

Ich glaube, kein Völkerbund, kein Kellogg-Pakt zur Ächtung des Krieges und keine Abrüstungskonferenz vermag die kümmerlichen Reste unserer Zivilisation vor den drohenden Kräften der Zerstörung retten, solange es uns nicht gelingt, der Rationalität konstruktiven und experimentierenden Denkens jene heilige Schönheit zu verleihen, die den Krieg immer und immer wieder verklärt.





Emmanuel Carrère
Der Widersacher

Jean-Claude Romand scheint sein Leben im Griff zu haben. Nachbarn und Bekannte schätzen den erfolgreichen Arzt, seine Bescheidenheit und Intelligenz. Doch plötzlich ermordet er seine Frau und seine beiden Kinder, seine Eltern und deren Hund. Der Versuch, seine Geliebte und sich selbst zu töten, misslingt. Die Ermittlungen der Polizei lassen innerhalb von wenigen Stunden die äußere Fassade einstürzen: Romands Leben ist seit 17 Jahren auf Lügen und Betrug gebaut. Und niemand hatte je Verdacht geschöpft. Die Nachricht geht durch die Presse und veranlasst Carrère zu seinem ersten Tatsachenroman. Mit einem schonungslosen Blick für die Abgründe unserer Psyche zeigt Emmanuel Carrère die Zerbrechlichkeit unserer sozialen Maske.

Emmanuel Carrère, 1957 in Paris geboren, lebt als Schriftsteller, Regisseur, Produzent und Drehbuchautor in Paris. Sein wegweisendes Werk wird in mehr als 30 Sprachen übersetzt, bei Matthes & Seitz Berlin erschienen bislang die Romane *Limonow*, *Alles ist wahr*, *Das Reich Gottes*, *Ein russischer Roman* und die Reportage *Brief an eine Zoowärterin aus Calais*.

Erscheint am 31. August 2018
Aus dem Französischen von Claudia Hamm
Ca. 200 Seiten
22,00 € (D) | 22,70 € (A) | 27,90 sFr
ISBN 978-3-95757-612-5
Auch als E-Book erhältlich



Am Samstagmorgen, den 9. Januar 1993, während Jean-Claude Romand seine Frau und seine Kinder tötete, saß ich mit meinen in einer Versammlung der Schule unseres älteren Sohnes. Gabriel war fünf Jahre alt, genauso alt wie Antoine Romand. Danach gingen wir zu meinen Eltern mittagessen und Romand ging zu seinen und brachte sie nach dem Essen um. Den Samstagnachmittag und Sonntag, die sonst unserem Familienleben vorbehalten sind, verbrachte ich allein in meiner Arbeitswohnung, denn ich beendete gerade ein Buch, an dem ich seit einem Jahr saß: eine Biografie über den Science-Fiction-Autor Philip K. Dick. Das letzte Kapitel schilderte die Tage vor seinem Tod, die er im Koma verbracht hatte. Dienstagabend setzte ich den Schlusspunkt, und am Mittwochmorgen las ich in der *Libération* den ersten Artikel über den Fall Romand.

Luc Ladmiral wurde am Montagmorgen kurz nach vier durch einen Anruf von Cottin, dem Apotheker von Prévessin, geweckt. Bei den Romands brannte es, die Freunde sollten versuchen zu retten, was noch zu retten war. Als er eintraf, trugen die Feuerwehrmänner gerade die Leichen aus dem Haus. Nie wird er den Anblick der grauen, versiegelten Plastiksäcke vergessen, in die man die Kinder gesteckt hatte, es war entsetzlich. Florence war nur mit einem Mantel zugedeckt. Ihr rußgeschwärztes Gesicht war unverletzt. Als Luc ihr in einer trostlosen Abschiedsgeste übers Haar strich, stießen seine

Finger auf etwas Merkwürdiges. Er tastete den Kopf der jungen Frau ab, wendete ihn vorsichtig um und rief dann einen Feuerwehrmann, um ihm eine klaffende Wunde am Hinterkopf zu zeigen. Wahrscheinlich hat sie einen Balken abbekommen, erklärte der Feuerwehrmann, schließlich ist der halbe Dachstuhl eingestürzt. Dann stieg Luc in den roten Transporter, in den man Jean-Claude, den einzigen Überlebenden der Familie, gelegt hatte. Sein Puls war schwach. Er trug einen Schlafanzug, war bewusstlos und verbrannt, doch bereits kalt wie ein Toter.

Der Krankenwagen traf ein und brachte Jean-Claude ins Genfer Krankenhaus. Draußen war es dunkel und frostig, und alle waren vom Wasser der in die Flammen gerichteten Strahlrohre durchnässt. Da rund ums Haus nichts mehr auszurichten war, ging Luc zu den Cottins, um sich aufzuwärmen. Im gelblichen Licht der Küchenlampe hörten sie dem Schluchzen der Kaffeemaschine zu und wagten nicht, einander anzusehen. Als sie die Tassen hoben und die unerträglich lärmenden Löffel kreisen ließen, zitterten ihre Hände. Dann fuhr Luc nach Hause und überbrachte Cécile und den Kindern die Nachricht. Sophie, die Älteste, war Jean-Claudes Patenkind. Nur wenige Tage zuvor hatte sie noch, wie so oft, bei den Romands übernachtet, sie hätte ebenso gut diese Nacht dort übernachtet haben und jetzt auch in einem grauen Sack stecken können.

Seit ihrem Medizinstudium in Lyon waren Luc und Jean-Claude unzertrennlich gewesen. Sie hatten fast gleichzeitig geheiratet, ihre Kinder waren zusammen aufgewachsen. Jeder kannte das Leben des anderen in-

und auswendig, sowohl die äußere Fassade als auch die Geheimnisse – Geheimnisse rechtschaffener, bodenständiger Männer, die für Versuchungen umso anfälliger sind. Als Jean-Claude ihm eine Affäre gestanden und davon gesprochen hatte, alles hinzuwerfen, war Luc es gewesen, der ihn zur Vernunft gebracht hatte: »Unter der Bedingung, dass du dasselbe für mich tust, wenn ich mich wie ein Idiot aufführe.« Eine solche Freundschaft gehört zu den Dingen im Leben, die fast so wertvoll sind wie eine glückliche Ehe, und Luc war sich immer sicher gewesen, dass sie irgendwann sechzig oder siebenzig werden und vom Gipfel all dieser Jahre wie von einem Berg auf den gemeinsamen Weg zurückblicken würden: auf die Momente, da sie gestolpert und fast in die Irre gegangen waren, auf die Hilfe, die sie sich entgegengebracht, und die Art und Weise, in der sie sich schließlich wieder herauslaviert hatten ... Ein Freund, ein echter Freund, ist auch ein Zeuge, einer, dessen Blick erlaubt, das eigene Leben besser zu beurteilen, und seit zwanzig Jahren hatte jeder für den anderen zuverlässig und ohne großes Aufheben diese Rolle eingenommen. Ihre Leben ähnelten einander, wenn sie auch nicht gleichermaßen erfolgreich verliefen. Jean-Claude war ein allseits anerkannter Forscher geworden, der mit Ministern verkehrte und internationale Kolloquien bereiste, während Luc praktischer Arzt in Ferney-Voltaire geworden war. Aber er war nicht eifersüchtig. Das Einzige, was sie in den letzten Monaten ein wenig entzweit hatte, war eine absurde Meinungsverschiedenheit über die Schule gewesen, die ihre Kinder besuchten. Jean-Claude war völlig unerklärlich von einem Moment auf den anderen aus der Haut ge-

fahren, sodass er, Luc, den ersten Schritt tun und an ihn appellieren musste, man werde sich doch wegen einer solchen Lappalie nicht entzweien. Diese Geschichte hatte ihm zugesetzt; er und Cécile hatten mehrere Abende hintereinander darüber gesprochen. Wie lächerlich das jetzt alles war! Wie zerbrechlich das Leben doch ist! Gestern noch eine glücklich zusammenlebende Familie, Menschen, die sich liebten, und jetzt ein Gaskesselunfall und verkohlte Körper, die man in die Leichenhalle trug ... Für Jean-Claude waren seine Frau und seine Kinder alles gewesen. Wie würde sein Leben aussehen, falls er überlebte?

Luc rief die Notaufnahme in Genf an: Man hatte den Verletzten in eine Dekompressionskammer gelegt. Seine Überlebenschancen waren mäßig.

Luc betete mit Cécile und den Kindern, er möge nicht wieder zu Bewusstsein kommen.

Als Luc am Morgen seine Praxis öffnen wollte, erwarteten ihn zwei Polizisten. Ihre Fragen erschienen ihm abstrus. Sie wollten wissen, ob die Romands Feinde hätten oder verdächtigen Aktivitäten nachgingen. Da er völlig entgeistert reagierte, sagten die Polizisten ihm die Wahrheit: Eine erste Untersuchung der Leichname hatte ergeben, dass sie bereits vor dem Brand gestorben waren, Florence durch Verletzungen am Kopf durch einen stumpfen Gegenstand, Antoine und Caroline durch Schüsse.

Das war noch nicht alles. Im Jura, in Clairvaux-les-Lacs, war der Onkel von Jean-Claude damit beauftragt gewesen, dessen Eltern, alten, gebrechlichen Leuten, die Nachricht von der Katastrophe zu überbringen. In

Begleitung ihres Arztes war er zu ihnen gegangen. Das Haus war verschlossen gewesen, der Hund hatte nicht angeschlagen. Besorgt hatte er die Tür aufgebrochen und seinen Bruder, seine Schwägerin und ihren Hund in einem Blutbad vorgefunden. Auch sie waren erschossen worden.

Ermordet. Die Romands waren ermordet worden. Das Wort hallte in Lucs verstörtem Kopf wider. »Ist etwas gestohlen worden?«, fragte er, als könne dieses Wort den Horror des anderen auf etwas Rationales zurechtstutzen. Die Polizisten waren sich noch nicht sicher, doch zwei Verbrechen in einer Entfernung von achtzig Kilometern, deren Opfer Mitglieder ein und derselben Familie waren, das ließ eher einen Rache- oder Vergeltungsakt vermuten. Sie warfen noch einmal die Frage nach möglichen Feinden auf, doch Luc schüttelte ratlos den Kopf: Feinde? Die Romands? Jeder hat sie gemocht. Wenn sie ermordet worden waren, dann ganz bestimmt durch Leute, die sie nicht gekannt haben.

Die Polizeibeamten fragten sich, welchen Beruf genau Jean-Claude ausübte. Arzt, hatten die Nachbarn geantwortet, doch er besaß ja keine Praxis. Luc erklärte ihnen, Jean-Claude sei Forscher bei der Weltgesundheitsorganisation in Genf. Einer der Polizisten rief dort an und verlangte jemanden zu sprechen, der mit Doktor Romand zusammenarbeitete, seine Sekretärin oder einen seiner Mitarbeiter. Die Telefonistin kannte keinen Doktor Romand. Da ihr Gesprächspartner nicht locker ließ, stellte sie ihn zum Personalchef durch, der seine Kartei durchsah und bestätigte: Bei der WHO gab es keinen Doktor Romand.

Da wurde Luc alles klar und er fühlte sich ungeheuer erleichtert. Alles, was seit vier Uhr morgens passiert war, der Anruf von Cottin, die Feuersbrunst, Florences Verletzungen, die grauen Säcke, Jean-Claude in der Kammer für Schwerverbrannte und schließlich die Geschichte von diesen Verbrechen, all das hatte sich mit unglaublicher Wahrscheinlichkeit zugetragen und so real gewirkt, dass es nicht den geringsten Anlass zum Zweifeln gegeben hatte, doch jetzt, Gott sei Dank, entgleiste das ganze Drehbuch und gab sich als das zu erkennen, was es war: ein Albtraum. Bald würde er in seinem Bett aufwachen. Er fragte sich, ob er sich an alles erinnern können und es wagen würde, Jean-Claude davon zu erzählen. »Ich habe geträumt, dass dein Haus brennt, dass deine Frau, deine Kinder und deine Eltern ermordet wurden, dass du im Koma liegst und bei der WHO dich niemand kennt.« Kann man einem Freund, selbst seinem besten Freund, so etwas erzählen? Die Vorstellung schoss ihm in den Kopf – sie sollte ihn auch weiter umtreiben –, Jean-Claude sei in diesem Traum nur sein Double und es offenbarten sich darin die Ängste, die er eigentlich um sich selbst hegte: seine Familie zu verlieren, aber auch sich selbst zu verlieren und festzustellen, dass er hinter seiner sozialen Fassade niemand war.

Im Laufe des Tages wurde die Wirklichkeit noch alpträumhafter. Nachdem man ihn am Nachmittag ins Polizeirevier bestellt hatte, erfuhr Luc innerhalb von fünf Minuten, man habe in Jean-Claudes Auto eine handgeschriebene Mitteilung gefunden, in der er sich der Verbrechen für schuldig erkläre und bekenne, alles,

was man über seine Karriere und seine beruflichen Aktivitäten zu wissen geglaubt habe, sei eine Täuschung gewesen. Ein paar Anrufe und allgemeine Überprüfungen hätten genügt, um die Maske abzureißen. Man habe die WHO angerufen: Niemand dort kenne ihn. Im Ärzteverzeichnis sei er nicht eingetragen. In den Pariser Krankenhäusern, wo er angeblich Assistenzarzt war, sei sein Name auf keiner Liste zu finden und ebenso wenig auf denen der medizinischen Fakultät von Lyon, obwohl Luc selbst und mehrere andere doch schworen, mit ihm dort studiert zu haben. Tatsächlich habe er dort zu studieren begonnen, doch vom Ende des zweiten Studienjahres an habe er seine Prüfungen nicht mehr absolviert, und von da an sei alles gelogen gewesen.

Zuerst weigerte sich Luc schlicht und einfach, es zu glauben. Wenn jemand daherkommt und Ihnen sagt, Ihr bester Freund, der Patenonkel Ihrer Tochter, der aufrichtigste Mensch, den Sie kennen, habe seine Frau, seine Kinder und seine Eltern umgebracht und Sie darüber hinaus seit Jahren in Bezug auf alles und jeden belogen, ist es doch normal, ihm trotz schlagender Beweise weiter zu vertrauen, oder? Was wäre eine Freundschaft, die sich so leicht eines Irrtums überführen ließe? Jean-Claude konnte kein Mörder sein. Sicher fehlte ein Teil in diesem Puzzle. Man würde es finden, und alles ergäbe einen anderen Sinn.

Für die Admirals vergingen diese Tage wie eine übernatürliche Prüfung. Jesus' Jünger hatten mit angesehen, wie man diesen wie einen gemeinen Verbrecher festgenommen, verurteilt und zu Tode gefoltert hatte, und doch, auch wenn Petrus eingeknickt war, hatten

sie weiter an ihn geglaubt. Am dritten Tag wussten sie dann, dass es richtig gewesen war. Auch Cécile und Luc kämpften nach Kräften. Doch am dritten Tag, und sogar schon vorher, mussten sie zugeben, dass ihre Hoffnung vergeblich gewesen war und sie fortan nicht nur mit dem Verlust derer würden leben müssen, die gestorben waren, sondern auch mit der Trauer um ihr verlorenes Vertrauen und ein vollständig von der Lüge vergiftetes Leben.

Wenn sie wenigstens ihre Kinder davor hätten schützen können! Ihnen sagen – das war schließlich schrecklich genug –, Antoine und Caroline seien mit ihren Eltern bei einem Brand umgekommen. Doch alles Flüstern half nichts. Innerhalb weniger Stunden war das Dorf überschwemmt von Journalisten, Fotografen und Technikern von Fernsehsendern, die jeden, selbst die Schüler, mit Fragen bestürmten. Spätestens am Dienstag wussten alle, dass Antoine, Caroline und ihre Mama von ihrem Papa ermordet worden waren und dieser dann ihr Haus angezündet hatte. Viele begannen nachts zu träumen, auch ihr Haus brenne und ihr Papa tue dasselbe wie der von Antoine und Caroline. Luc und Cécile setzten sich an den Rand der Matratzen, die sie nebeneinandergelegt hatten; keiner traute sich mehr, allein zu schlafen, und so zwängte man sich zu fünft ins Elternschlafzimmer. Sie wussten zwar noch nicht, was sie hätten erklären können, doch wiegen und lieb-kosen oder zumindest zu beruhigen versuchen konnten sie. Dennoch spürten sie, dass ihre Worte nicht mehr dieselbe magische Kraft hatten wie zuvor. Ein Zweifel hatte sich eingenistet, den nichts auszutreiben vermochte,

höchstens die Zeit. Und das bedeutete, dass ihnen die Kindheit geraubt worden war, den Kindern wie den Eltern, nie wieder würden sich die Kleinen in ihren Armen mit diesem wunderbaren, in ihrem Alter in normalen Familien normalen Vertrauen fallenlassen, und im Gedanken daran, was unwiederbringlich zerstört war, kamen Luc und Cécile endlich die Tränen.

Gleich am ersten Abend hatte sich ihr Freundeskreis bei ihnen eingefunden, und so ging es eine Woche lang jeden Abend weiter. Man blieb bis drei Uhr, vier Uhr morgens zusammen und versuchte gemeinsam, dem Schlag standzuhalten. Man vergaß zu essen, trank zu viel, und mehrere fingen wieder an zu rauchen. Diese Nachtwachen waren keine Totenwachen, es waren sogar die lebendigsten Abende, die man in diesem Haus je erlebt hatte, denn der Schock saß so tief und entlud sich in einem solchen Mahlstrom von Fragen und Zweifeln, dass er die Trauer unterlief. Jeder begab sich mindestens einmal täglich aufs Polizeirevier, entweder weil er vorgeladen war, oder um die neuesten Ergebnisse der Untersuchung in Erfahrung zu bringen, und die ganze Nacht lang diskutierte man darüber, verglich die Auskünfte und stellte Vermutungen an.

Das Pays de Gex ist eine weite, etwa dreißig Kilometer lange Ebene, die vom Fuß der Berge des Jura bis zum Ufer des Genfer Sees reicht. Auch wenn sie auf französischem Staatsgebiet liegt, ist sie eigentlich Teil des Speckgürtels um Genf: eine Zusammenballung wohlhabender Dörfer, in denen sich eine Kolonie von internationalen Beamten angesiedelt hat, die in der Schweiz arbeiten, in Schweizer Franken bezahlt werden

und zumeist nicht der Steuer unterliegen. Sie alle pflegen einen ähnlichen Lebensstil: Sie wohnen in alten Bauernhöfen, die in komfortable Villen umgewandelt wurden, der Mann fährt morgens mit einem Mercedes ins Büro, seine Frau geht mit einem Volvo ihren Besorgungen und diversen Vereinstätigkeiten nach, und die Kinder besuchen die kostspielige Privatschule École Saint-Vincent im Schatten des Voltaire-Schlusses. Jean-Claude und Florence waren allseits bekannte und geschätzte Mitglieder dieser Community und hatten eine feste Rolle darin, sodass alle, die sie gekannt hatten, sich nun fragten: Woher hatten sie das Geld? Wenn Jean-Claude nicht der war, der zu sein er vorgegeben hatte, wer war er dann?

Kaum dass der Staatsanwalt mit dem Fall betraut worden war, erklärte dieser den Journalisten, »er sei auf alles gefasst«, und nach einer ersten Untersuchung der Bankauszüge, das Motiv für die Verbrechen sei »die Befürchtung des falschen Arztes« gewesen, »er könne entlarvt und damit ein bislang undurchsichtiger Handel abrupt beendet werden, in dem er eine treibende Kraft war und aus dem er seit Jahren hohe Geldsummen bezog.« Diese Erklärung beflügelte die Fantasie. Man erging sich in Spekulationen über Waffen-, Devisen-, Organ- und Drogenhandel. Über eine mächtige kriminelle Organisation mit Umtrieben im zerbröckelnden ex-sozialistischen Ostblock. Über Verbindungen zur russischen Mafia – schließlich war Jean-Claude oft auf Reisen. Im letzten Jahr war er in Leningrad gewesen, er hatte seinem Patenkind Sophie mehrere Matrjoschkas mitgebracht. In einem Anfall von Verfolgungswahn fragten sich Luc und Cécile, ob diese Puppen vielleicht

kompromittierende Dokumente, Mikrofilme oder Mikroprozessoren enthielten und die Mörder von Prévessin und Clairvaux möglicherweise danach gesucht hatten. Denn Luc, auch wenn er damit zunehmend allein stand, wollte immer noch an eine Intrige glauben: Vielleicht war Jean-Claude ein Wissenschafts- oder Wirtschaftsspion, der geheime Informationen schmuggelte, doch seine Familie konnte er nicht ermordet haben. Man hatte sie ermordet, man hatte Beweise gefälscht, um die Verbrechen auf ihn abzuwälzen, man war sogar so weit gegangen, die Spuren seiner Vergangenheit auszuradieren.

»Ein banaler Unfall, eine Ungerechtigkeit kann in den Wahnsinn führen. Verzeih, Corinne, verzeiht, meine Freunde, verzeiht, ihr rechtschaffenen Leute des Vereins Saint-Vincent, die ihr mir eins aufs Maul hauen wolltet.«

So lautete der Abschiedsbrief, den man im Auto gefunden hatte. Was für ein banaler Unfall? Welche Ungerechtigkeit?, fragten sich »die Freunde«, die sich abends bei den Admirals trafen. Einige von ihnen gehörten auch zu den »rechtschaffenen Leuten«, den Mitgliedern des geschäftsführenden Schulvereins – und von diesen ließen die Polizisten nun nicht mehr ab. Jeder von ihnen musste ausführlich zu dem Streit aussagen, der Anfang letztes Schuljahr wegen der Auswechslung des Direktors entbrannt war. Und die Beamten hörten fast argwöhnisch zu. War vielleicht das die Ungerechtigkeit gewesen, die das Drama ins Rollen gebracht hatte? Die Vereinsmitglieder waren fassungslos: Nun gut, man hatte gestritten, vielleicht hatte sogar jemand

gedroht, Jean-Claude eins aufs Maul zu hauen, aber eine Verbindung zwischen diesem Streit und dem Mord an einer ganzen Familie zu ziehen, das war doch verrückt! Ja, gaben die Polizisten zu, das war verrückt, trotzdem bestand da wohl ein Zusammenhang.

Corinne wiederum, die in den Zeitungen nicht namentlich genannt werden durfte und deshalb als »geheimnisvolle Geliebte« bezeichnet wurde, machte eine erschreckende Aussage. Am letzten Samstag hatte Jean-Claude sie in Paris getroffen, um sie zu einem Abendessen bei seinem Freund Bernard Kouchner in Fontainebleau mitzunehmen. Der Autopsie nach hatte er nur wenige Stunden zuvor seine Frau, seine Kinder und seine Eltern ermordet. Doch davon ahnte sie natürlich nichts. In einem abgelegenen Waldstück hatte er versucht, auch sie umzubringen. Sie hatte sich gewehrt, woraufhin er von ihr abließ, sie nach Hause fuhr und ihr erklärte, er sei schwer krank und das sei der Grund für seinen Tobsuchtsanfall. Als sie am Montag von dem Massenmord erfuhr und begriff, dass sie beinahe dessen sechstes Opfer geworden wäre, rief sie selbst die Polizei an, die ihrerseits Kouchner vernahm. Dieser hatte nie von einem Doktor Romand gehört und besaß auch kein Haus in Fontainebleau.

Jeder in Ferney kannte Corinne, denn bevor sie sich hatte scheiden lassen und nach Paris gezogen war, hatte sie dort gewohnt. Keiner jedoch wusste, dass sie eine Affäre mit Jean-Claude hatte – außer Luc und seine Frau, die deshalb nicht viel Wertschätzung für sie übrig hatten. Sie betrachteten sie als Querulantin, die lauter Unsinn in die Welt zu setzen vermochte, nur um sich interessant zu machen. Doch da die Hypothese eines

Racheakts immer unwahrscheinlicher wurde, trat nun die eines Verbrechen aus Leidenschaft an ihre Stelle. Luc erinnerte sich an Jean-Claudes Geständnis und an die tiefe Depression, in die ihn die Trennung von Corinne gestürzt hatte. Er konnte sich gut vorstellen, dass diese Beziehung, falls sie wieder aufgeflammt war, seinen Freund in den Wahnsinn getrieben hatte: das Hin und Her zwischen Ehefrau und Geliebter, die Spirale von Lügen und darüber hinaus die durch die Krankheit ausgelöste Angst ... Denn auch ihm hatte Jean-Claude anvertraut, er sei an Krebs erkrankt und deswegen in Paris bei einem Professor Schwartzberg in Behandlung. Luc hatte den Polizisten davon erzählt und diese hatten die Aussage überprüft: Professor Schwartzberg kannte Jean-Claude ebenso wenig wie Kouchner, und die Ermittlung, die auf die Krebsstationen sämtlicher französischer Krankenhäuser ausgedehnt wurde, förderte nirgends eine Krankenakte auf den Namen Jean-Claude Romand zutage.

Corinne ließ durch ihren Anwalt erwirken, dass man sie in der Presse nicht mehr als die Geliebte des Monsters bezeichnen durfte, sondern nur noch als eine Freundin. Dann erfuhr man, dass sie ihm Ersparnisse im Wert von 900 000 Francs anvertraut hatte, um diese in der Schweiz für sie anzulegen, und dass er sie stattdessen veruntreut hatte. Der geheimnisvolle Devisenhandel schrumpfte auf eine simple Unterschlagung zusammen. Nun war nicht mehr von Spionage oder großem Bandengeschäft die Rede, vielmehr gingen die Ermittlungsbeamten davon aus, dass Romand das Vertrauen mehrerer Angehöriger seiner Umgebung miss-

braucht hatte – und die Journalisten deuteten an, diese hätten nicht gewagt, sich zu beklagen, weil die Anlagen, mit denen er sie gelockt hatte, illegal gewesen seien, was wohl auch erkläre, warum sich der Kreis der Ferneyer Notabeln recht bedeckt halte ... Solche Unterstellungen brachten Luc zur Weißglut. Als »bester Freund« des Mörders hatte er ständig mit Typen in Lederjacken zu tun, die mit Pressekarten wedelten, ihm Mikrofone hinstreckten und kleine Vermögen boten, damit er sein Fotoalbum für sie öffne. Um das Andenken an die Toten nicht zu beschmutzen, hatte er sie systematisch davongejagt – und das Ergebnis davon war, dass man ihn der Steuerhinterziehung verdächtigte.

Andere Enthüllungen kamen von den Crolets, der Familie von Florence, die in Annecy lebte und mit den Admirals gut bekannt war. Auch sie hatten Jean-Claude Geld überantwortet: die Rentenzulage des Vaters und nach dessen Tod eine Million Francs aus dem Verkauf seines Hauses. Ihnen war nicht nur bewusst geworden, dass dieses Geld, die Frucht eines ganzen Arbeitslebens, definitiv verloren war, sondern ein anderer, quälender Zweifel mischte sich in ihre Trauer und störte sie: Herr Crolet war durch einen Sturz von der Treppe gestorben, nachdem er mit Jean-Claude allein gewesen war. Hatte dieser etwa auch seinen Schwiegervater umgebracht?

Jeder fragte sich: Wie hatten wir so lange in der Nähe dieses Mannes leben und nichts ahnen können? Jeder wühlte in seinen Erinnerungen nach einem Moment, in dem Zweifel wach geworden waren – oder nach etwas, das Zweifel hätte wecken müssen. Der Vorsitzende des

Schulvereins erzählte jedem, wie er im Telefonverzeichnis der Internationalen Organisationen vergeblich nach Jean-Claudes Namen gesucht hatte. Luc selbst erinnerte sich, einige Monate zuvor dieselbe Idee gehabt zu haben, nachdem er von Florence erfahren hatte, sein Freund wäre bei der Zulassungsprüfung zur Facharztausbildung in Paris seinerzeit Fünfter geworden. Nicht sein Erfolg hatte ihn erstaunt, sondern die Tatsache, damals nichts davon erfahren zu haben. Warum hatten sie nicht darüber gesprochen? Als er Jean-Claude danach gefragt und ihn als Geheimniskrämer bezeichnet hatte, hatte dieser mit den Schultern gezuckt, dann geantwortet, er habe eben keine Staatsaffäre daraus machen wollen, und das Thema gewechselt. Diese Fähigkeit, das Gespräch umzulenken, sobald es auf ihn fiel, war ganz außerordentlich. Er tat das so geschickt, dass man sich dessen nicht einmal bewusst wurde, und falls man darüber nachdachte, bewunderte man sogar seine Diskretion, seine Bescheidenheit und seine Bemühtheit, eher den anderen Wertschätzung entgegenzubringen, als sich selbst welche zu verschaffen. Luc hatte dennoch das vage Gefühl beschlichen, irgendetwas an dem, was er über seine Karriere behauptete, stimme nicht. Er hatte überlegt, ob er bei der WHO anrufen solle, um herauszufinden, was genau er dort tat. Doch dann war es ihm absurd erschienen. Und jetzt sagte er sich immer wieder, hätte er es getan, wären die Dinge vielleicht anders gelaufen.

»Vielleicht«, erwiderte Cécile, als er sie wegen dieser Gewissensbisse ins Vertrauen zog, »aber vielleicht hätte er dann auch dich umgebracht.«

Wenn sie tief in der Nacht über ihn sprachen, gelang es ihnen nicht mehr, ihn Jean-Claude zu nennen. Sie nannten ihn auch nicht Romand. Er befand sich irgendwo jenseits von Leben und Tod, er hatte keinen Namen mehr.

Nach drei Tagen erfuhren sie, dass er überleben würde.

Die Nachricht wurde am Donnerstag bekannt und sie lastete schwer auf der Trauerfeier für Romands Eltern, die am nächsten Tag in Clairvaux-les-Lacs stattfand. Die für Florence und die Kinder war bis zum Abschluss der Autopsie aufgeschoben worden. Beide Umstände machten die Feierlichkeit noch unerträglicher. Wie sollte man all den Worten von Frieden und Ruhe Glauben schenken, die der Pfarrer herauspresste, während man bei Regen die Särge in die Erde hinabließ? Niemandem gelang es, sich zu fangen und irgendwo in sich ein Eckchen der Stille und der hinnehmbaren Trauer zu finden, in das die Seele hätte flüchten können. Auch Luc und Cécile waren gekommen, aber da sie die Familie kaum kannten, hielten sie sich im Abseits. Die roten, rauen Gesichter dieser Bauern aus dem Jura waren von Schlaflosigkeit, Todesgedanken, Ablehnung und einer Scham gezeichnet, gegen die man nichts auszurichten vermag. Jean-Claude war der Stolz des Dorfes gewesen. Man hatte ihn bewundert, es so weit gebracht zu haben und doch so bodenständig und seinen alten Eltern derart verbunden geblieben zu sein. Jeden Tag hatte er sie angerufen. Man hatte einander erzählt, wie er einen angesehenen Posten in Amerika ausgeschlagen hatte, um nicht zu weit weg von ihnen zu leben. Die Zeitung *Le Progrès* veröffentlichte auf den beiden

Seiten, die sie täglich diesem Fall widmete, ein Foto, das in der sechsten Klasse im Collège von Clairvaux aufgenommen worden war und ihn sanft lächelnd in der ersten Reihe zeigte. Die Bildunterschrift lautete: »Wer hätte geglaubt, dass aus dem Musterschüler ein Monster würde?«

Dem Vater war in den Rücken, der Mutter mitten in die Brust geschossen worden. Ihr also mit Sicherheit, vielleicht aber auch beiden, war demnach bewusst gewesen, dass sie durch die Hand ihres Sohnes starben, sodass sie im selben Augenblick sowohl ihren Tod fanden – den, den wir alle finden werden und der sie in einem Alter ereilte, in dem er keinen Skandal darstellt – als auch die Auslöschung all dessen, was ihrem Leben Sinn, Freude und Würde verliehen hatte. Der Priester versicherte, jetzt würden sie Gott schauen. Für Gläubige ist der Augenblick des Todes derjenige, da man Gott sieht, und zwar nicht mehr dunkel in einem Spiegel, sondern von Angesicht zu Angesicht. Selbst jene, die nicht glauben, glauben an irgendetwas dieser Art: dass Sterbende in dem Augenblick, da sie von der einen Seite auf die andere wechseln, blitzartig den ganzen, endlich verständlichen Film ihres Lebens vorbeiziehen sehen. Und diese Schau, die für die alten Romands die Fülle alles Gelungenen hätte enthalten müssen, war stattdessen der Sieg der Lüge und des Bösen gewesen. Sie hätten Gott schauen sollen und stattdessen sahen sie, mit den Gesichtszügen ihres geliebten Sohnes, denjenigen, den die Bibel Satan nennt. Den Widersacher.

Man konnte an nichts anderes mehr denken als an die Bestürzung verratener Kinder im Blick der beiden Alten, die kleinen halb verkohlten Körper von Antoine

und Caroline, die im Leichenschauhaus neben ihrer Mutter auf Bahren lagen, und schließlich an den anderen schweren, schlaffen Körper, den des Mörders, der allen doch so nah und vertraut gewesen und nun so ungeheuer fremd geworden war und der langsam begann, sich in seinem Krankenhausbett ein paar Kilometer entfernt wieder zu regen. Er litt an Verbrennungen, sagten die Ärzte, und an den Wirkungen der Barbiturate und des Rauchs, den er eingeatmet hatte, doch im Laufe des Wochenendes sollte er wieder voll zu Bewusstsein kommen und ab Montag vernehmungsfähig sein. Kurz nach dem Inferno, als man dieses noch für einen Unfall hielt, hatten Luc und Cécile gebetet, er möge sterben, damals war das zu seinem Besten gedacht. Jetzt beteten sie ebenfalls, er möge sterben, doch jetzt war es ihretwegen, wegen ihrer Kinder und all jener, die noch lebten. Dass er, der menschengewordene Tod, weiter in der Welt der Lebenden bleiben sollte, war eine entsetzliche, latente Bedrohung, war die Gewissheit, dass nie wieder Frieden einkehren würde und der Schrecken ohne Ende sei.

Am Sonntag erklärte einer von Lucs sechs Brüdern, Sophie brauche einen neuen Patenonkel. Er bot sich selbst als solcher an und fragte sie weihevoll, ob sie einverstanden sei. Diese Familienfeier markierte den Anfang ihrer Trauer.

Im letzten Herbst stand Déa kurz davor, an ihrer Aids-Erkrankung zu sterben. Déa war keine nahe Freundin,

aber eine der besten Freundinnen von Elisabeth, einer unserer besten Freundinnen. Déa war schön, auf eine leicht irritierende Weise, was die Krankheit zusätzlich hervorhob, und hatte eine rehbraune Mähne, die sie mit Stolz erfüllte. Da sie zum Ende hin sehr fromm geworden war, hatte sie eine Art Altar bei sich aufgebaut, auf dem Kerzen Ikonen erleuchteten. Eines Nachts setzte eine Kerze Déas Haare in Brand und sie loderte wie eine Fackel. Man brachte sie ins Krankenhaus Saint-Louis, auf die Station für Schwerverbrannte. Verbrennungen dritten Grades auf der Hälfte ihres Körpers: Sie würde also nicht an Aids sterben, und vielleicht hatte sie das ja gewollt. Doch sie starb nicht sofort, ihr Sterben zog sich fast eine Woche hin, und in dieser Woche ging Elisabeth sie jeden Tag besuchen, das heißt, sie besuchte das, was von ihr übrig geblieben war. Und danach kam sie zu uns, um zu trinken und darüber zu sprechen. Sie erzählte, eine Station für Schwerverbrannte sei auf ihre Weise schön. Überall weiße Vorhänge, Gaze und Stille, man könne sich in einem Dornröschenschloss wähen. Von Déa sehe man nur eine weiß umwickelte Gestalt, und wäre sie tot, wäre das fast beruhigend. Das Grauenhafte sei, dass sie noch lebe. Die Ärzte beteuerten, sie habe kein Bewusstsein dafür, und Elisabeth, die absolut nicht gläubig ist, betete nachts, dass es wahr sei. Ich war damals mit meiner Dick-Biografie bei dem Zeitpunkt angelangt, da dieser den Furcht einflößenden Roman *Ubik* schreibt und sich vorstellt, was im Gehirn von Leuten vor sich geht, die durch Kältetechnik konserviert werden: irrlichternde Gedankensplitter aus verwüsteten Erinnerungsvorräten, das beharrliche Nagen der Entropie, Kurzschlüsse, die

Funken von panischer Hellsicht verursachen, all das, was die friedliche, regelmäßige Linie eines fast kurvenlosen Elektroenzephalogramms verbirgt. Ich trank und rauchte zu viel und fühlte mich die ganze Zeit, als schrecke ich plötzlich aus dem Schlaf hoch. Eines Nachts wurde es unerträglich. Ich stand auf, legte mich wieder zu der ruhenden Anne zurück, wälzte mich mit angespannten Muskeln und verdrillten Nerven hin und her. Ich glaubte, nie zuvor in meinem Leben eine solche körperliche und seelische Not empfunden zu haben, wobei Not ein zu schwaches Wort war: Ich spürte das unsagbare Grauen eines lebendig Begrabenen in mir aufsteigen, mich überfluten und fast ersticken. Nach mehreren Stunden löste sich plötzlich alles auf. Alles strömte wieder frei und mir wurde bewusst, dass ich weinte, dicke, warme Tränen, vor Freude. Niemals zuvor hatte ich eine solche Not empfunden und niemals ein solches Gefühl von Befreiung. Einen Moment lang badete ich verständnislos in diesem Fruchtblasenglück, dann begriff ich. Ich schaute auf die Uhr. Am nächsten Morgen rief ich Elisabeth an. Ja, Déa war gestorben. Ja, kurz vor vier Uhr morgens.

Nur er, der noch im Koma lag, wusste nicht, dass er lebte und dass die, die er liebte, tot waren, von seiner Hand gestorben. Doch diese Bewusstlosigkeit würde nicht lange währen. Er würde aus der Vorhölle zurückkehren. Was würde er sehen, wenn er die Augen öffnete? Ein weiß gestrichenes Zimmer und seinen Körper in weißen Bandagen. Woran würde er sich erinnern? Welche Bilder würden in ihm aufsteigen, wenn er wieder an die Oberfläche tauchte? Wem würde sein Blick

zuerst begegnen? Sicher einer Krankenschwester. Würde sie ihn anlächeln, wie sie alle es in solchen Momenten tun sollen, weil eine Krankenschwester eine Mutter ist, die ihr Kind am Ausgang eines langen Tunnels in Empfang nimmt, und alle Krankenschwestern instinktiv wissen – sonst hätten sie einen anderen Beruf –: entscheidend ist, beim Verlassen dieses Tunnels Licht, Wärme und ein Lächeln zu spüren? Ja, aber für ihn? Die Krankenschwester musste wissen, wer er war; sie musste am Eingang der Station lauerner Journalisten abgewiesen und dennoch ihre Artikel gelesen haben. Sie musste die Fotos gesehen haben, es waren in allen Zeitungen dieselben: das ausgebrannte Haus und die sechs kleinen Passbilder. Die sanfte, ängstliche alte Dame. Ihr Mann, steif wie die Justiz, mit aufgerissenen Augen hinter seiner dicken Hornbrille. Die schöne, lächelnde Florence. Er mit seinem sanftmütigen Gesicht eines ruhigen, etwas untersetzten Vaters mit schütterem Haar. Und dann die beiden Kleinen, vor allem die beiden Kleinen: Caroline und Antoine, sieben und fünf Jahre alt. Ich betrachte sie, während ich das schreibe; ich finde, Antoine hat ein wenig Ähnlichkeit mit Jean-Baptiste, dem jüngeren meiner beiden Söhne; ich stelle mir sein Lachen vor, sein leichtes Lispeln, seine Wut-anfälle, seinen kindlichen Ernst, all das, was für ihn furchtbar wichtig war, all die Kuschartierrührseligkeit, die die wahre Liebe ist, die wir unseren Kindern entgegenbringen, und auch ich möchte am liebsten weinen.

Nachdem ich beschlossen hatte, über den Fall Romand zu schreiben, was sehr schnell passierte, überlegte ich, ob ich nach Ferney-Voltaire fahren sollte. Mich in einem

Hotel dort einquartieren und den schnüffelnden Reporter spielen, der sich selbst einlädt. Doch ich konnte mir nur schwer vorstellen, meinen Fuß in Türen zu stellen, die mir trauernde Familien am liebsten vor der Nase zugeschlagen hätten, und Stunden damit zuzubringen, mit Polizisten aus der Franche-Comté Glühwein zu trinken und Strategien auszuspinnen, um die Protokollführerin des Ermittlungsrichters kennenzulernen. Vor allem wurde mir bewusst, dass es gar nicht das war, was mich interessierte. Die Nachforschungen, die ich selbst hätte anstellen können, und die Ermittlung, an deren Ergebnisse zu kommen ich hätte versuchen können, hätten nichts anderes ans Licht gebracht als Fakten. Die Details zu Romands veruntreuten Geldern, die Art und Weise, wie er sich im Laufe der Jahre sein Doppelleben eingerichtet hatte, die Rolle, die dieser oder jener darin gespielt hatte: All das, was ich in überschaubarer Zeit hätte in Erfahrung bringen können, hätte mir nicht erklärt, was ich wirklich wissen wollte, nämlich: Was hatte sich während der Tage in seinem Kopf abgespielt, die er weder, wie behauptet, im Büro verbracht hatte noch mit Waffenschmuggel oder Industriespionage, wie man anfangs geglaubt hatte, sondern, wie man inzwischen annahm, damit, im Wald umherzustreunen? (Ich erinnere mich an einen Satz, den letzten eines Artikels in der *Libération*, der mich endgültig in den Bann dieser Geschichte gezogen hatte: »Und er zog los, um in den Wäldern des Jura herumzuirren, allein.«)

Diese Frage, die mich dazu brachte, ein ganzes Buch zu erwägen, konnten weder die Zeugen noch der Untersuchungsrichter und auch nicht die hinzugezogenen

Psychiater beantworten, sondern entweder Romand selbst, der ja schließlich noch lebte, oder keiner. Nach sechsmonatigem Zögern beschloss ich, ihm zu schreiben – zu Händen seines Anwalts. Es war der schwierigste Brief, den ich je verfasst habe.

Paris, den 30. August 1993

Sehr geehrter Herr Romand,
Es könnte sein, dass mein Vorgehen Sie verletzt.
Ich will dennoch mein Glück versuchen.

Ich bin Schriftsteller und Autor von bis jetzt sieben Büchern; das zuletzt erschienene lege ich Ihnen bei. Seit ich durch die Zeitungen von der Tragödie erfahren habe, deren Urheber und einziger Überlebender Sie sind, verfolgt mich Ihre Geschichte. Ich würde gern versuchen zu verstehen, was passiert ist, sofern das möglich ist, und ein Buch darüber schreiben – das natürlich erst nach Ihrem Prozess erscheinen könnte.

Bevor ich mich in ein solches Vorhaben stürze, wäre es für mich wichtig zu wissen, was für ein Gefühl dieses in Ihnen auslöst. Interesse? Ablehnung? Gleichgültigkeit? Bitte seien Sie gewiss: Im zweiten Fall würde ich darauf verzichten. Im ersten dagegen würde ich mich freuen, wenn Sie auf meine Briefe antworten und mich vielleicht, falls das erlaubt ist, empfangen möchten.

Ich würde Ihnen gern verständlich machen, dass ich nicht aus kranker Neugier oder Sensationslust auf Sie zugehe. Was Sie getan haben, ist für mich nicht die Tat eines gewöhnlichen Verbrechers oder

eines Wahnsinnigen, sondern die eines Menschen, der durch Mächte zum Äußersten getrieben wurde, die stärker sind als er; wie diese gewaltigen Mächte wirken, würde ich gern zeigen.

Wie auch immer Sie auf diesen Brief reagieren mögen, ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Kraft. Seien Sie sich meines tiefen Mitgefühls gewiss,

Emmanuel Carrère





Merethe Lindstrøm
Aus den Winterarchiven

Merethe ist mit ihrer Familie aufs Land gezogen. Hier, am Rand eines Waldes, zwischen endlosen Tagen und Nächten ohne Schlaf, schreibt sie an ihrer Erzählung von Mats, mit dem sie zusammenlebt. Sie erzählt von einer Liebe, die alles in den Schatten stellt. Von der Angst, sich selbst zu verlieren, von der aber noch größeren Bedrohung, den zu verlieren, den sie liebt. Darüber, trotzdem weiterzumachen. Zu leben, zu lieben. Sie will verstehen, und so schreibt sie in immer enger werdenden Kreisen, während die Welt in Kälte und Eis erstarrt. Bis der Winter langsam dem Frühling weicht.

Merethe Lindstrøm, 1963 in Bergen geboren, wurde mit mehreren wichtigen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Literaturpreis des Nordischen Rates für *Tage in der Geschichte der Stille* (Matthes & Seitz Berlin 2019).

Erscheint am 31. August 2018
Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel
Ca. 180 Seiten
22,00 € (D) | 22,70 € (A) | 27,90 sFr
ISBN 978-3-95757-621-7
Auch als E-Book erhältlich



Die Hunde schlafen den ganzen Vormittag im spärlichen Licht vom Fenster her, nur wenn sie etwas aufschreckt, verändern sie ihre Position. Es sind große Hunde, ihr Fell schimmert braun, silbern. Ein für uns unhörbares Geräusch weckt sie auf, sie heben den Kopf, sehen zum Fenster, zur Scheibe, und legen sich wieder hin, und während sie weiter träumen, verändert sich das Licht im Wohnzimmer. Wir sind aufs Land gezogen. Ich sollte schreiben, die Hunde, die Landschaft und das, was ich sehe, schreiben, mich aus der Schwere schreiben, aber ich gerate ständig ins Stocken, ich spüre, es stimmt so nicht, selbst wenn das, was ich schreibe, wahr ist, kriege ich nicht hin, dass es stimmt, wie auch ein logischer Ausdruck zwar wahr sein kann und trotzdem weder einen weiteren Zusammenhang herstellt noch durch die Sprache richtig ausgedrückt wird. Dann streicht man durch und beginnt von Neuem, wieder und wieder. Richtig fühlen sich nur die Pfade an, die Hügel, die geraden Wege, die Ahnung von Einsamkeit, denn die Einsamkeit liegt in der Landschaft, wie das Haus unten zwischen den Feldern, wo seit vielen Jahren niemand mehr wohnt. Wo angeblich einmal jemand gewohnt hat, man hat aber vergessen wer.

Wir sind im Spätsommer hierher gezogen. Hier wollen wir erwachsen sein, wollen die Stadt hinter uns lassen, alles, was wir dort waren, was wir als gescheitert be-

zeichnen. Die beiden Wohnzimmerfenster zeigen zu den Wiesen hinaus, etwas weiter unten verläuft die Straße als schmaler Gürtel, ein kaum befahrener Streifen, noch weiter unten liegen die Felder, eng beschriebene Blätter mit schmalen Fugen, holprigen, aber sorgfältigen Sätzen, die Ränder des Ackers, den man wieder und wieder umpflügt, um zu sehen, was er hergibt, die Wiederholung an sich ergibt Sinn. Darin erkenne ich mich wieder, in dieser Arbeit. Wenn die Landschaft etwas sagt, dann das: Hab einfach Vertrauen, es ist hier, war schon immer da. Und man kann hineingehen, kann diesen Wegen folgen, immer wieder tun wir das, tasten uns vor, wollen hineinpassen, in das zerschlagene Grün, den gelben Himmel am Abend, das grelle Licht am Morgen, die vom Frost schwarzweißen Äcker, erstellen mit unseren Schritten eine Skizze, so wie du es tust, mit weichem Kohlenstift auf Papier.

Ich hatte Geld bekommen, wir hatten Geld bekommen, und so zogen wir hierher. Der Umzug dauerte lange. Unser altes Haus war voller Gerümpel. Das ganze Zeug im Keller war von einem weißen Pilz befallen, er wuchs die Wände hinauf, kroch über den Boden, bedeckte Ritzen und Leisten, war stärker, ausdauernder als wir. Du warst während des Umzugs nicht ganz wohlauf, fast schien es, als hielte uns etwas zurück, als könnten wir diesen Ort, an dem wir knapp zehn Jahre gelebt hatten, nicht verlassen, als müssten wir uns noch einmal bedenken, denn als wir uns endlich aufrafften, brauchten wir mehrere Wochen nur zum Sortieren und Wegwerfen der kaputten, befallenen Möbel,

der Kisten voll Bücher, der alten Spielsachen unserer Kinder.

Der Zweifel ist mitgekommen. Wir möchten gerne Vertrauen haben, möchten dem Ort etwas von uns geben, wir stürzen uns auf den Garten, die Bepflanzung, lebt man in einem solchen Haus, macht das Sinn, wir kaufen Pflanzen für eine Hecke. Sechs kleine Bäumchen liegen da wie putzig grün angezogene Kinder, du gräbst einen perfekten, kurzen Graben und setzt sie am Nachmittag ein. Es gefällt ihnen da, sie bilden nur ein Teilstück, ein Heckenfragment ohne jeglichen Zusammenhang, die Leute bleiben auf der Straße stehen und betrachten die Strauchreihe, die keinen richtigen Anfang hat und kein richtiges Ende. Uns ist das egal, den Hunden auch. Der ältere patrouilliert entlang der merkwürdig kurzen Hecke, bellt zur Warnung, wenn jemand daran vorbei auf unser Grundstück stapft, der andere rennt sofort freudig hin, zur Begrüßung, beide kacken schwarze Klumpen auf den Kies oder verschwinden zum Nachbarn, um auf dessen schönen Rasen zu pinkeln. Unser Haus steht frei im Licht. Davor die weiten Äcker, endlich haben wir die Stadt hinter uns gelassen, uns offene Räume verschafft.

Alles ist im Werden, du schattierst mit Kohle Felder, Äcker, Wege, manche Details deutlicher, klarer als andere, radierst wieder aus, bis kaum mehr eine Landschaft da ist, zerschneidest. Die Leinwände grundierst du schwarz, als wolltest du betonen, dass die Dunkelheit zuerst da ist, Licht ist nur Abwesenheit von Dunkelheit, nicht andersherum, zu Beginn klebst du Malerband auf, um scharfe Linien zu erhalten, du benutzt

die alten Pinsel. Du hast das große Zimmer bekommen, es hätte auch meins sein können, ich hätte dort schreiben können, aber nein, du sollst es haben, du brauchst die Fenster, das Licht, ich will, dass du es bekommst. Du sollst deine Leinwände auf die alten Staffeleien meines Vaters stellen, die wir beim Ausräumen seines Hauses gefunden haben. Konstruiert aus ein paar zusammengenagelten Latten, er war ein Heimwerker, du stehst in diesem Zimmer und malst, und manchmal trägst du seinen Pullover, einen Pullover, der sich langsam auflöst, und deine Hände sind voller Farbflecken, das waren seine auch, manchmal legst du dich auf die Matratze und betrachtest dein Werk, und wenn du wieder aufstehst, sind deine Haare genauso zerzaust wie seine, wenn er in seiner Arbeit versunken war, du arbeitest unten in dem großen Zimmer, ich oben, und mitten am Tag bellt einer der Hunde. Wir müssen raus.

Beim Gehen werden wir bestätigt. Da haben wir die Häuser, die Gärten, die Garagen voll mit Werkzeug, Skiern und Autoreifen. Oberhalb der Bahngleise: ein Bauernhof mit ein paar Schuppen und einem Hundezwinger. Darin leben sie, die Schlittenhunde, eingesperrt in ihrem begrenzten Bereich. Wir hören ihr Bellen, ihr Heulen, in Wellen rollt es über die Wiese, bricht sich am Antwortgebell anderer Hunde, schwappt zurück. In den Hügeln hier soll es einen Wolf geben, im Frühling hat ihn jemand gesehen, da lief er die Landstraße entlang, dann über ein Feld, querte den Fluss, weiter Richtung altes Eisenwerk. Danach hat ihn keiner mehr gesehen, wir hören nur die Hunde. Die

Straße hinauf, unter der Brücke hindurch, weiter auf der anderen Seite der Bahngleise, links auf den Weg am Waldrand. Bei den Hunden ist es still, wir gehen am Zaun entlang. Ein paar schauen hoch, überrascht, wie dicht wir bei ihnen sind. Wir gehen weiter, sind fast schon am Auslauf vorbei, es hat angefangen zu regnen und ich setze die Kapuze auf, das kriegt einer mit. Ein großer grauweißer Hund erhebt sich, ein Wolf in Gefangenschaft, wie aus einem Bilderbuch, hier das Maul, da der große Schädel, von seiner Schnauze aus nach oben verläuft ein Strich, teilt sich auf der Stirn, ein dunkler Stempel, zwei gebogene Federn im weißen Fell, eine Verlängerung des Walds in seinem Blick, im gefleckten Fell, ein Winterwaldboden. Die Augen, helle Glaskugeln, eingefasst in einem Sockel, sie werden schmaler, während er uns fixiert, wir starren zurück. Der Hund will auf uns losgehen, wird von der Kette gestoppt. Zwar kein Wolf, aber vielleicht ein Anführer, denn jetzt legen alle los. Sie schnellen hoch, springen gegen die Ketten an. Wir stolpern an dem jaulenden, heulenden Rudel vorbei; der Radau nimmt kein Ende. Ihre Loyalität, eine Form von Liebe, dass sie ihren traurigen kleinen Ort bewachen. Erst weit weg, oberhalb von Hof, Haus und Zwinger, hören wir sie nicht mehr.

Alles hier streckt sich aus, die Straße führt hierher und vorbei, weiter Richtung Roa. Die Felder erstrecken sich bis zu den Bäumen, zum Waldrand, die Hügel zu den Bildern am abendlichen Himmel, und am Morgen schwebt oft Nebel über den Acker, eine Weile hängt ein durchlässiges Gewebe in der Luft, dem Him-

mel entrissen, die Sonne bleicht es langsam aus. Alle, die hier leben, alles, was sie tun, das ganz Gewöhnliche. Zumindest glauben wir das. Wir brauchen das, schauen hinein, bleiben stehen, lauern wie die Hunde darauf, dass sich etwas bewegt. Wir gehen zu ein paar Plätzen, die wir im Wald entdeckt haben. Ohne bestimmte Absicht, du rauchst und ich mache Fotos, anfangs bin ich von diesem Ort überzeugt, hier passen wir her. Ein Ort, an den wir passen. Nach einiger Zeit stehst du seltener in deinem Zimmer, die Staffeleien bleiben leer. Du bräuchtest neue Farbe, sagst du. Aber ich spüre es auch. Wir haben zu viele Menschen mit hierhergebracht. Jetzt, wo es ruhiger wird, in der Stille hier draußen, machen sie sich bemerkbar, tauchen auf, beziehen das Haus, mein Vater, deine Mutter. Geliebte. Andere Vergessengeglaubte.

In dem Haus, in dem wir vor unserem Umzug lebten, schrieb ich in verschiedenen Zimmern, eine Weile stand mein kleiner Schreibtisch oben im Flur, dann schob ich die Schmalseite in einen Schrank und schrieb da, einen Erzählband, zwei Romane, noch einen Erzählband, all das schrieb ich in dem Haus, das mir nicht gehörte, aber dessen Verfall ich mit einem gewissen Interesse verfolgte, er wirkte wie eine Parallele zu meinem Verfall, vielleicht auch unserem. Wir waren unfähig, uns um das Haus zu kümmern, wir versuchten es, wir mieteten es günstig, strichen die Wände und stellten Möbel hinein, die ich auf einem Flohmarkt gefunden hatte. Ich war für dieses Haus so dankbar. Es war unsere Rettung als wir nichts hatten, keine Wohnung, kein Geld. Nach und nach vernachlässigte ich es.

Das Haus war wie ein Gebilde aus Knochen, die man in zufälliger Reihenfolge aneinandergesetzt hatte, in der Annahme so hätte der ursprüngliche Organismus einmal ausgesehen, uns fehlte bloß eine Skizze, dachte ich, die müssten wir unbedingt finden, um es richtig zusammenzubauen, aber dass es uns nicht gelang, die verschiedenen Zimmer zusammenzufügen, war allein unsere Schuld. Einmal lief im Winter Schmelzwasser an den Wänden herunter, graue Bäche ergossen sich über die Tapete, im Abfluss waren Silberfische, entlang der Leisten kleine Tierchen, ein schwarzer Pilz saß in dem verrotteten Holz der alten Fenster, ich wohnte gerne dort, wie lange versuchte ich nicht, dort zu leben, im Winter zogen wir die Vorhänge zu, lebten wie in einem Kokon, so kalt die Wintermonate, dass ich mit Handschuhen und Mütze in einem Schlafsack schlief, der Atem aus meinem Mund weiß und dünn, im Sommer machten wir alle Fenster auf und saßen auf der kleinen Treppe zum Garten.

So ist es jahrelang. Die Zeit schwindet dahin. Du schläfst gern. Du trinkst Kaffee, schläfst. Du wachst auf, wir schauen Filme. Wir lieben uns, vögeln, du gehst zur Arbeit. Du lektorierst für einen Verlag, du arbeitest als ambulanter Pfleger, als Hausmeister. Erhältst eine Anstellung bei einer staatlichen Institution, bereitest für die Bibliothek für Blinde Bücher auf. Du machst Skizzen und zeichnest, versuchst zu malen. Du rufst deine Mutter, die seit Jahren frühverrentet ist, zu selten an, du würdest so gerne. Wärest gern so, anständig. Aber du kannst es nicht.

Du hast in diesem Jahr abgenommen, du bist dünn geworden, mager. Nachts wecken dich Albträume, es ist immer derselbe, Leute laufen mit Fackeln in den Händen über die Felder, sie suchen nach jemandem, nach dir, treiben dich in ein Gebäude, Überreste eines Kriegsbunkers, hier unten drängt sich Sägemehl in deinen Atem. Schimmelige, leere Räume, Folterkammern, überwuchert von Pflanzen, wachsartige Stengel, in eine Hecke hineingewachsene Körperteile. Du kannst nicht weglaufen, entkommen, du musst da durch, auch wenn du das Ende des Traums kennst, man treibt dich weiter, am Schluss nur ein Schlupfloch, eine schmale Wand, in die du kriechst, um dich zu verstecken. Oben erahnst du den Himmel, draußen die offene Landschaft. Du wachst auf, immer umzingelt, manchmal stehen sie parat, um ein großes Feuer anzuzünden, ein riesiges Feuer von Müll aus unserem Haus ragt im Garten in die Höhe. Der Albtraum beunruhigt dich den ganzen Tag, du trinkst Kaffee, um ihn loszuwerden, als hätten sich Reste des Traums unter deinen Augenlidern festgesetzt.

Der Umzug hat nicht verändert, was im Weg steht, vielleicht hat er es schlimmer gemacht, du hasst Umziehen. Ich bin so oft umgezogen, ich bin immun, eine Umherreisende, ich glaube nicht an Verwurzelung. Für mich ist ganz klar, wenn ich einen Ort, ein Haus, wähle, wenn ich mich dafür entscheide, verändert sich der Ort oder ich. Genau deshalb sei ich hier auch vorsichtig, zu misstrauisch, zweifelnd, sagst du. Aber auch du bist auf der Hut. An einem Nachmittag stehen wir an einer Pferdekoppel. Direkt am Zaun grasst ein brauner Wallach, weiter unten unter einem Baum sind noch

zwei Pferde, sie ruhen sich aus. Wir kommen oft hierher und beobachten sie in ihrem Gatter, ein schwarzweißer Hund streunt um sie herum, weicht ihren massigen Hufen aus. Dein Blick verändert sich, gleitet über die großen Tiere, über den Baum auf der riesigen Weide; für einen Augenblick sind wir ganz ruhig, genau wie die Pferde. Dann gehen wir weiter.





Bernd Heinrich
*Leben ohne Ende. Der ewige Kreislauf
des Lebendigen*

Der Tod ist das unlösbare Rätsel des Lebens. Um ihm auf die Spur zu kommen, wirft der Biologe Bernd Heinrich einen Blick auf die Art und Weise, wie die Tiere mit dem Tod umgehen. Kleine Käfer, majestätische Adler, Raben oder Wölfe – sie alle haben ein Leben nach dem Tod, das uns ständig umgibt, aber im Verborgenen stattfindet. Was stirbt, aufersteht zu neuem Leben, indem es zu Humus oder zum Fraß für andere wird. Heinrich entdeckt eine bunte Welt des Werdens und Vergehens, die uns nicht nur Trost spenden kann, sondern auch ökologische Lehren ziehen lässt.

Bernd Heinrich, 1940 in Bad Polzin geboren, ist emeritierter Professor für Biologie an der Universität Vermont. Bekannt wurde er durch seine Forschungen über Hummeln und Raben. Bei Matthes & Seitz Berlin erschien bislang sein Buch *Der Heimatinstinkt*.

Erscheint am 18. Oktober 2018
Aus dem Englischen von Hainer Kober
Ca. 280 Seiten
38,00 € (D) | 39,10 € (A) | 46,40 sFr
ISBN 978-3-95757-618-7



Hi Bernd, –

bei mir haben sie eine schlimme Krankheit festgestellt, deshalb versuche ich, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, falls ich früher abtreten muss als erhofft. Ich wünsche mir ein grünes Begräbnis, also im Grunde gar kein Begräbnis, weil menschliche Beerdigungen heute – mit ihren Truhen und Kisten – eine abartige Einstellung zum Tod verraten.

Wie jeder gute Ökologe betrachte ich den Tod als einen Übergang in andere Lebensformen. Der Tod ist unter anderem auch eine fröhliche Feier der Erneuerung, wobei der Stoff, aus dem wir sind, die Party schmeißt. In der Natur bleiben die Tiere liegen, wo sie sterben, und gelangen in die Aasfress-Schleife. Durch den Exodus der Fliegen, Käfer etc. werden die hochkonzentrierten Nährstoffe über das Land verteilt. Dagegen versiegelt uns die Beerdigung in einem Loch. Der natürlichen Welt die menschlichen Nährstoffe vorzuenthalten, heißt bei einer Erdbevölkerung von 6,5 Milliarden, die Erde auszuhungern. Auch Verbrennung ist keine Option, denkt man an die Treibhausgase und an die drei Stunden, die es dauert, einen Leichnam zu verbrennen. Wie dem auch sei, eine der Möglichkeiten, die bleiben, ist ein Begräbnis auf einem privaten Grundstück. Du ahnst wahrscheinlich, worauf

ich hinauswill ... Was hältst du davon, einen alten Freund als dauerhaften Untermieter im Camp aufzunehmen? Im Augenblick fühle ich mich großartig, ist mir nie besser gegangen. Aber es ist immer später, als man denkt.

Bill

Dieser Brief von William H. Jordan, einem Freund und Kollegen, brachte eine Saite in mir zum Klingen, denn er rief mir ein Thema ins Gedächtnis, das mich seit Langem fasziniert: das Gewebe aus Leben und Tod und unsere Beziehung zu ihm. Gleichzeitig warf er die Frage nach der globalen und lokalen Rolle des Menschen im Plan der Natur auf. Lokal bezog sich Bill auf das »Camp«, ein Stück Waldland, das ich in den Bergen des westlichen Maine erstanden hatte. Einige Jahre zuvor hatte er mich besucht, um einen Artikel über die Forschungsarbeiten zu schreiben, die ich dort überwiegend an Insekten, vor allem Hummeln, Raupen und Nachtfaltern, durchgeführt habe. In den letzten drei Jahrzehnten sind verstärkt die Raben hinzugekommen. Vermutlich hat ihn das letzte Projekt veranlasst, mir zu schreiben. Werden Raben doch manchmal auch als »Geier des Nordens« bezeichnet. Sie haben Hunderte von Tierkadavern vertilgt, die Freunde, Kollegen und ich dort für sie ausgelegt haben.

Bill wandte sich an mich, weil er wusste, dass es uns beiden am liebsten wäre, wenn unsere sterblichen Überreste »in der Luft« weiterleben würden. Uns gefällt die Vorstellung, auf den Flügeln von Vögeln wie Raben oder Geier durch die Lüfte zu gleiten. Und zweifellos

gehören diese Vogelarten zu den eher charismatischen Leichenbestattern der Natur. Sie zerlegen tote Tiere in ihre Einzelteile und breiten diese aus, sodass sie dann wieder zu allen möglichen erstaunlichen Lebensformen des Ökosystems zusammengesetzt werden können. Diese physische Realität der Natur ist für Bill und mich nicht nur ein romantisches Ideal, sondern auch eine konkrete, persönliche Bindung an den Ort. Doch ökologisch betrachtet sind auch die Pflanzen in diese Sichtweise eingebunden, und dadurch wird die Rolle des Menschen auch global. Die Lehre von der Ökologie/Biologie verknüpft uns mit dem Netz des Lebens. Wir sind ein natürlicher Teil der Schöpfung und kein nachträglicher Einfall – eine Offenbarung, die uns nicht weniger heftig treffen kann als die Zehn Gebote, die Moses offenbart wurden. Nach strenger biblischer Auslegung sind wir Staub, und »der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat« (Prediger 12,7), und weiter heißt es, dass der Mensch lebe und arbeite, »bis du wieder zu Erde wirst, davon du genommen bist. Denn Staub bist du und zum Staub kehrst du zurück« (1. Mose, 3,19).

Die alten Hebräer waren allerdings keine modernen Ökologen. Hätte man die berühmten Verse aus dem 1. Buch Mose und aus dem Prediger wissenschaftlich exakt formuliert, wäre das der Beginn von zweitausend Jahren Verständnislosigkeit gewesen; kein Leser wäre für sie bereit gewesen. »Staub« ist eine Metapher für das, was wir heute Stoff, Erde oder Boden nennen. Aber leider ist das Wort »Staub« im Laufe der Jahrhunderte in unserer Vorstellung mit Schmutz oder Dreck

assoziiert worden. Kein Wunder, dass die frühen Christen unsere physische Existenz herabsetzten und sich um eine Trennung von ihr bemühten.

Doch wir sind nicht aus Staub. Und wir kehren nicht zum Staub zurück. Wir sind aus Leben, und wir sind ein Übergang in ein anderes Leben. Wir kommen von den unvergleichlichen Pflanzen und den Tieren und wir kehren zu ihnen zurück. Selbst zu unseren Lebzeiten werden unsere Ausscheidungen unmittelbar in Käfer, Gras und Bäume recycelt, die ihrerseits in Bienen und Schmetterlinge umgewandelt werden, diese in Fliegenschnäpper und Finken, in Habichte und wieder zurück in Gras, das in Rotwild, Rinder und Ziegen, und die – in uns.

Ich behaupte nicht, besonders originell zu sein, wenn ich in diesem Buch untersuche, welche entscheidende Rolle die spezialisierten Leichenbestatter spielen, die allen Organismen den Weg zur Auferstehung in andere Leben bahnen. Dennoch glaube ich, dass viele Menschen dieses Buch lesen werden, um sich mit den einschlägigen Tabus auseinanderzusetzen und dieses Thema öffentlich zu diskutieren, da es für unsere Spezies von einiger Bedeutung ist. Schließlich haben wir uns als Hominiden aus überwiegend pflanzenfressenden Tieren zu jagenden und aasfressenden Karnivoren entwickelt, was beweist, welche Relevanz das Thema für uns besitzt. Unser Einfluss hat die Welt verändert.

Der Gemeinplatz, dass Leben sich aus anderem Leben bildet und dass der individuelle Tod eine Notwendigkeit für die Fortdauer des Lebens ist, verschleiert oder unterschlägt die Frage, wie sich diese Verwandlungen vollziehen. Man sagt, der Teufel steckt im Detail.

Am sichtbarsten – und gelegentlich auch dramatisch und spektakulär – dürfte das Recycling bei großen Tieren sein, aber es ereignet sich langsam und unaufhörlich und in weitaus größerem Umfang dort, wo die größte Biomasse konzentriert ist, das heißt im Pflanzenreich. Pflanzen beziehen ihre Nährstoffe in Form chemischer Stoffe – alle Körper bestehen aus verbundenen Kohlenstoffatomen, die später zerlegt und als Kohlendioxid freigesetzt werden – aus dem Boden oder aus der Atmosphäre, aber dessen ungeachtet »leben« sie von anderen Leben. Das Kohlendioxid, das sie aufnehmen, um daraus ihre Körper zu bilden, stammt von anderen Körpern, allerdings nicht von individuell unterscheidbaren, separaten Körpern. Durch die Tätigkeit von Bakterien und Pilzen wurde es allgemein verfügbar, sodass es umfassend und unmerklich aus dem ungeheuren Bestand an früherem und gegenwärtigem Leben aufgesaugt wird. Die Bausteine aus Kohlenstoff, die ein Gänseblümchen oder einen Baum bilden, stammen aus Millionen von Quellen – einem Elefanten, der eine Woche zuvor in Afrika verweste, einem ausgestorbenen Palmenfarn des Karbons und einem arktischen Mohnkörnchen, das einen Monat zuvor zur Erde zurückkehrte. Diese Moleküle könnten am Vortag in die Luft gelangt sein, stammen aber vielleicht auch aus Pflanzen und Tieren, die vor Jahrmillionen lebten. Sie verbinden das gesamte Leben durch einen Schöpfungsakt miteinander, der aus einem physikalischen Austauschprozess auf zellulärer Ebene besteht, dabei haben sie nicht nur die Atmosphäre, wie wir sie heute kennen, geschaffen, sondern beeinflussen auch das gegenwärtige Klima.

Täglich wandert Kohlendioxid weltweit – genau wie Sauerstoff, Stickstoff und andere molekulare Bausteine des Lebens – in freiem Austausch von einem zu allen und von allen zu einem, in die globale Atmosphäre aufgewirbelt und davongetragen durch Passatwinde, Hurrikane und leichte Brisen. Andere Moleküle, die abgesehen im Boden verbleiben, können lange Zeit in einer lokalen Lebensgemeinschaft ausgetauscht werden. Pflanzen werden aus Bausteinen hergestellt, die von allen möglichen Lebewesen stammen – Tausendfüßern, prachtvollen Nachtfaltern und Schmetterlingen, Vögeln und Mäusen und vielen anderen Säugetieren, Menschen eingeschlossen. Bei der »Vereinnahmung« des Kohlenstoffs durch Pflanzen handelt es sich tatsächlich um eine Art Aasfresserei, wenn auch auf submikroskopischer Ebene – nachdem in Zwischenschritten andere Organismen in ihre molekularen Bestandteile zerlegt wurden. In der Methode unterscheidet sich der Prozess etwa von der Vorgehensweise eines Rabens, der von einem Reh oder Lachs frisst und deren Fleisch dann in großen, noch nicht ganz zersetzten Klumpen Stickstoff im Wald verteilt, nicht aber im Prinzip.

Die ebenfalls weitgehend aus Kohlenstoff und Stickstoff bestehende DNA dagegen bewahrt exakt ihre Organisation und wird dank einem fabelhaften Kopiermechanismus weitergegeben, der schon seit den Anfängen des Lebens verwendet wird. Wir erben bestimmte DNA-Moleküle, die kopiert und von einem Individuum an ein anderes, in der Regel sorgfältig ausgewähltes Individuum weitergegeben werden. So geschieht es seit Jahrmilliarden im Zuge einer mit winzig kleinen Schritten verlaufenden Entwicklung, die sich

langsam zu Bäumen, Paradiesvögeln, Elefanten, Mäusen und Menschen entfaltete.

Tiere, die für die Umverteilung der Bausteine des Lebens sorgen, bezeichnen wir als »Aasfresser« und sind ihnen dankbar, dass sie als Leichenbestatter der Natur diese notwendige »Dienstleistung« verrichten. So als wären sie lebenspendende Verbindungsglieder, die den reibungslosen Ablauf der natürlichen Systeme garantieren. Daher unterscheiden wir in der Regel zwischen Aasfressern und Räufern, wobei Letztere im Endeffekt dasselbe tun, aber dafür töten, was wir mit Zerstörung assoziieren. Doch als ich mich näher mit den Leichenbestattern der Natur beschäftigte, begann die Unterscheidung zwischen Räufern und Aasfressern zu verschwimmen, sodass sie mir fast willkürlich vorkam. Ein »reiner« Aasfresser ernährt sich nur von toten Organismen, ein reiner Prädator nur von dem, was er tötet. Aber es gibt wenige Tiere, die ausschließlich das eine oder das andere tun. Im Winter sind Raben und Elstern häufig reine Aasfresser, im Herbst Pflanzenfresser, die sich von Beeren ernähren, und im Sommer Prädatoren, die sich an Insekten, Mäuse und alles andere Getier halten, das sie töten können. Allerdings gibt es auch Spezialisten, die ganz besondere Fähigkeiten haben und sich überwiegend an eine einzige Form der Nahrungssuche halten. Eisbären fangen Robben an Atmungslöchern im Eis, fressen aber auch verendete Robben, wenn sie sie finden. Ein Grizzlybär lässt sich den Kadaver eines Karibus ebenso schmecken wie ein Tier, das er selbst gerissen hat, meist aber ernährt er sich von Pflanzen. Ein Wanderfalke ist ein hervorragender Flieger, der lebende Beute in der Luft fängt, während ein

Geier in der Regel keinen unversehrten lebenden Vogel erwischen kann und daher auf große, bereits tote Beutetiere angewiesen ist. Tatsächlich geben sich Geier, Raben, Löwen und fast alle Tiere, die wir in der Regel als »Prädatoren« klassifizieren, bereitwillig mit kranken, halb toten und (vorzugsweise gerade erst) verendeten Tieren zufrieden; nach Möglichkeit vermeiden sie es, eine Beute zur Strecke zu bringen, wenn dazu ein Kampf auf Leben und Tod erforderlich ist. Selbst Pflanzenfresser greifen auf besonders schutzlose tierische Organismen zurück. Beispielsweise halten sich Rehe und Eichhörnchen in der Regel an Klee und Nüsse, lassen sich aber auch gern einen Jungvogel schmecken, den sie in einem Nest finden. Streng genommen bringen Pflanzenfresser eine größere Zahl von Lebewesen um als Fleischfresser; ein Elefant nimmt jeden Tag vielen Büschen das Leben, während eine Python unter Umständen nur ein Warzenschwein pro Jahr verschlingt.

Die möglichen Verästelungen des Recyclings sind fast so unabsehbar wie die Zahl der Arten. Ich hoffe, einen umfassenden Überblick geben zu können, von meinen persönlichen Erfahrungen im Camp von Maine bis zum afrikanischen Busch.





Amir Hassan Cheheltan
Der standhafte Papagei.
Erinnerungen an Teheran 1979

Amir Hassan Cheheltan war 22, als die ersten Flugblätter an den Häuserwänden auftauchten, die den Sturz des Schahs forderten. Seine Erinnerungen an damalige Nachbarn und Freunde, an Wut, Chaos und das tägliche Ringen um Normalität eröffnen ein Panorama der iranischen Gesellschaft in Zeiten von Protest, Gewalt und Unsicherheit und sind ein sowohl sachkundiges als auch persönliches Zeugnis von den Ereignissen, die den Iran, Teheran und insbesondere den Mikrokosmos seines Wohnviertels in den Jahren 1978 und 1979 erschütterten.

Amir Hassan Cheheltan, 1956 in Teheran geboren, veröffentlichte erste Sammlungen von Kurzgeschichten während seines Studiums der Elektrotechnik in England. Bis heute hat Cheheltan neun Romane, sechs Sammelbände mit Kurzgeschichten und ein Drehbuch vorgelegt. Heute lebt er mit seiner Familie wieder in Teheran.

Erscheint am 31. August 2018
Aus dem Farsi von Jutta Himmelreich
Ca. 200 Seiten
24,00 € (D) | 24,70 € (A) | 30,40 sFr
ISBN 978-3-95757-480-0
Auch als E-Book erhältlich



Nach monatelanger Schließung zeigten einige Kinos in Teheran zu Neujahr wieder Filme, und nach der Spielpause zum Jahreswechsel nahm auch das Stadttheater seine Arbeit wieder auf und brachte ein iranisches Stück auf die Bühne. Reisebüros boten zu günstigen Preisen wieder Reisen nach Madrid, Rom, Paris, London und New York an: 14 Tage London für 8.650 Toman, 14 Tage New York für 9.750 Toman, drei Wochen Nizza, Monte Carlo, Rom, Paris oder London, 9.950 Toman.

Allerdings wurden zwei Wechselkurse bekannt gegeben: Reisende durften nicht mehr als 6.000 Dollar mitnehmen. Wer mehr ausführen wollte, musste die Devisen zu einem höheren Kurs kaufen. Damals füllten sich die Zeitungen plötzlich mit Verkaufsanzeigen für private Haushalts- und Luxusartikel, deren wohlhabende Eigentümer ganz offenbar das Land verlassen wollten. Zudem lockten Versteigerungen hochwertiger Bestände aus den Palästen auf der Insel Kisch, im Süden des Landes, und in Mehrschahr, nahe der Hauptstadt, interessierte Käufer und Neugierige an. Das Goethe-Institut organisierte ein Filmfestival, und die iranisch-amerikanische Gesellschaft gab bekannt, dass wieder Englischkurse für Studenten angeboten würden. Kaum hatte Air France seine Flüge gen Iran wieder aufgenommen, warb auch Pan Am in Tageszeitungen wieder um Kundenschaft, und das Ministerium für Kultur und Bildung schrieb sogar einen Wettbewerb für den Text zur Nationalhymne der Islamischen Republik aus.

Und schließlich kam es zur Versteigerung der Garderobe von Schams, der Schwester des Schahs: Abendroben, Sportshirts, Jeans und sogar Unterwäsche! Die meisten Menschen saßen nur aus Neugier im Publikum, Käufer waren in erster Linie Boutique-Besitzer. Berichten zufolge erwuchs ihnen jedoch Konkurrenz in Gestalt zweier Männer in den mittleren Jahren, die Interesse an der zu ersteigernden Unterkleidung hatten und die Preise stetig in die Höhe trieben. Slips aus Tüll und Seide! Vielleicht rührte das Vergnügen, mit dem die beiden Bieter bei der Sache waren, daher, dass sie impotent waren und darauf hofften, bald eine Frau in die Arme schließen zu können, die einen Seidenschlüpfer der Schwester des Kaisers trug – was ihnen vermutlich ohne zusätzliche Kunstgriffe die höchste aller Sinnesfreuden in Form der ersehnten Erektion bescheren würde.

Mohammad-Reza Schadscharian, Sänger traditioneller iranischer Musik, trat im Rudaki-Saal auf. Das Stück *Die Soldaten* von Arnold Wesker wurde gespielt, ebenso wie *Die Besessenen* von Albert Camus. Die Rennbahn von Farahabad kündigte Pferderennen an Feiertagen an. Sogar einige europäische Restaurants öffneten in Teheran wieder ihre Türen, und am 10. Mai fanden über eine ganze Woche hinweg Dichterlesungen zu Ehren der Islamischen Revolution statt. Einer der teilnehmenden Lyriker war Ajatollah Chomeini.

Diese hoffnungsvollen Anzeichen stimmten die Menschen zuversichtlich, alle hielten Teheran für lebenswert! Doch im Alltag erwiesen sich diese Anzeichen nur mehr als begrenzte Inseln, die in den beständigen

Wellen von Streiks und Demonstrationen, Protesten und Sitzblockaden, Versammlungen und einer Fülle von Flugschriften fast untergingen.

Auf den Straßen spielten sich nach wie vor tumultartige Szenen ab. Es gab keine Verkehrspolizisten, Verkehrsregeln wurden irgendwann überhaupt nicht mehr beachtet, es kam zu erheblichen Behinderungen, die schließlich in ein schier unentwirrbares Chaos mündeten und die Regierung zu der Ankündigung veranlassten, dass Verkehrsdelikte künftig wieder so hart geahndet würden wie vor der Revolution.

Den Schah einsperren oder ermorden

Die Frage, ob der Schah, der Marokko mittlerweile in Richtung Bahamas verlassen hatte, in Haft genommen werden oder durch einen Mordanschlag umkommen sollte, war den Medien nach wie vor Meldungen wert. Im Rahmen eines Treffens mit Geschäftsleuten sagte Ajatollah Chomeini, der Schah, Schapur Bachtiar und Dschafar Scharif-Emami verdienten den Tod. Und zwei Tage später setzte der Chefredakteur einer Zeitung in Ghom in einem revolutionären Akt eine Belohnung für ein Attentat auf den Schah aus: das Geld für eine Pilgerfahrt nach Mekka!

Zwei Fliegen mit einer Klappe. Man bekam Gelegenheit, die verkörperte Verderbtheit aus der Welt zu schaffen, und gelangte zudem in den Genuss einer Wallfahrt zum Hause Gottes. Aus heiterem Himmel aber teilte die Palästinensische Befreiungsorganisation PLO plötzlich mit, sie habe den Schah entführt und

werde ihn in Kürze an die iranische Revolutionsjustiz ausliefern. Allen, die sich in Vorfreude auf eine Pilgerreise – als Gegenleistung für die Kleinigkeit der Ermordung des heimatlosen Kaisers – die Hände gerieben hatten, entfuhr ein Seufzer der Enttäuschung. Am selben Tag erklärte Chalchali, ungeachtet der Ankündigung der PLO, man habe muslimische Fedajin mit dem Auftrag nach Mexiko entsandt, den Schah und Farah zu ermorden. Tage später gab er bekannt, die entsprechende Belohnung betrage 150.000 Dollar. Mehr als fünfzig Mal hätte man damit zum Hause Gottes pilgern können. In einem Interview mit der Zeitschrift *Paris Match* dementierte Chalchali die Behauptung seiner Gegner, er sei psychisch krank, und ließ zugleich wissen, Farah könne unter der Bedingung Gnade finden, dass sie den Anschlag auf den Schah selbst erfolgreich verübe.

Und während das Geschrei um die Frage »Einsperren oder ermorden?« ohrenbetäubend wurde, ertönte auch Kritik an der jeden gesetzlichen Rahmen sprengenden Hinrichtungspraxis. Selbst Kabinettsangehörige kritisierten das radikale Vorgehen. Weil die Kritik zunahm, wurde Teherans oberster Richter und oberster Radikaler schließlich abgesetzt, und hier und da war von islamischer Barmherzigkeit die Rede. Deshalb vielleicht wurde der Bildhauer und Erschaffer der Skulpturen von Schah Reza Pahlawi nicht hingerichtet, sondern zu zehn Jahren Haft verurteilt. Mancherorts reagierten Leute jedoch mit Missfallen auf solche Milde. In Behbahan etwa stürmten Eiferer das Gefängnis, in dem ein Senator des Schahs einsaß, der am nächsten Tag aus der Haft hätte entlassen werden sollen, und brachten ihn um.

Die Hinrichtungen gingen weiter. Wobei SAVAK-Agenten ebenso Opfer wurden wie Ehebrecher oder Pädophile. Ob in Teheran, Schiraz, Isfahan oder Ahwaz, überall, in jeder Stadt, in der sie auftauchten, wurde ihre Strafe umgehend vollzogen. Bald mussten sich sogar Schmuggler einreihen und auf ihren sicheren Tod warten. Das größte Aufsehen erregten die Hinrichtungen der namhaftesten Prostituierten Teherans – Pari Bolandeh, Tarja Torkeh und Aschraf Tschehar-Tscheschm – sowie die zweier Vernehmer und Folterknechte des SAVAK. Sie wurden nach Ablauf des allabendlich bei höchsten Einschaltquoten im Fernsehen übertragenen Prozesses erschossen. Die beiden Angeklagten galten als ›Linken-Killer‹, nur unbarmherzig gegenüber Häftlingen des politisch linken Lagers, das die Unabhängigkeit des Landes angeblich behinderte; inhaftierte Angehörige religiöser Minderheiten blieben unbehelligt. Ehemalige Häftlinge dieser Kategorie, nach ihrer Gefangenschaft in der neuen politischen Ordnung untergekommen, berichteten, es habe zu Schahzeiten nur eine Handvoll linksorientierter Häftlinge gegeben, Angehörige religiöser Minderheiten seien weit in der Überzahl gewesen. Und neuerdings versuchte jeder, sich eine revolutionäre Vergangenheit zu basteln. In Zeitungen tauchten Fotos von Männern mit dichten Vollbärten auf, die große nummerierte Schilder um den Hals trugen. Bilder aus den Archiven des SAVAK, so hieß es. Die Aufträge, solche Bilder zu fälschen, waren für die Auftragnehmer höchst einträglich.

Während der Premierminister mittlerweile fand, es herrsche zu viel Rachsucht im Land, forderten die linken Parteien die Fortsetzung der revolutionären Hin-

richtungen. Chalchali, der abgesetzte oberste Richter, brüstete sich in einem Interview: »Als ich im Amt war, habe ich 500 Menschen umgebracht, danach weitere 60, und auch den Schah bringe ich noch um, selbst nach dem Frühling der Hinrichtungen.«

Nicht jeder Gesetzesbrecher musste damit rechnen, hingerichtet zu werden. Eine alternative Form der Bestrafung war die Auspeitschung. Die letzte, öffentlich von einem Regierungsvertreter ausgeführt, lag ein halbes Jahrhundert zurück. Damals hatte man zwei stadtbekannte Prostituierte wegen Geschlechtsverkehrs mit zwei englischen Offizieren in Teheran angeklagt und das Urteil auf dem Tupchaneh-Platz vollzogen, auf Anordnung des damaligen Oberbefehlshabers der Armee hin, der sich bald darauf zum Kaiser Irans ernannte. Und nun traf es abermals zwei Personen, wenn auch in Tabriz, nicht in Teheran, und auch nicht wegen Prostitution, sondern wegen Alkoholkonsums. Wobei es diesmal zu einem lustigen Zwischenfall kam: Statt der zwanzig Hiebe, die der Auspeitscher dem Verurteilten hätte versetzen sollen, schlug er ihn einundzwanzigmal. Der Betroffene erhob Einspruch. Dem wurde stattgegeben, und der Mann durfte nun seinerseits dem Auspeitscher einen Hieb versetzen. Der, so berichteten anwesende Journalisten, fiel so hart aus, dass er die einundzwanzig erlittenen Hiebe wettmachte. Somit war Recht und Gerechtigkeit Genüge getan.

Dieser Fall markierte den Anfang einer Reihe vieler weiterer, bei denen Urteile auf offener Straße vollzogen wurden und das Medienecho beachtlich war. Wer Alko-

hol trank, wurde aus Angst vor der drakonischen Strafe allerdings nicht abstinent. Ein Teheraner Krankenhaus meldete, fünfzehn Personen, die aus Mangel an alkoholischen Getränken auf technischen Alkohol zurückgegriffen hatten, seien an schweren Vergiftungen gestorben; in Kermanschah erging es kurz darauf zwölf weiteren Opfern ebenso.

Unterdessen wurde weiterhin ordnungsgemäß ausgepeitscht. Einer der hierbei geltenden Grundsätze besagt, dass der Auspeitscher den Hieb nur mit dem Unterarm ausführen darf. Um diese Regel einhalten zu können, muss er sich ein Buch unter die Achsel klemmen, das während der Auspeitschung nicht zu Boden fallen darf.

Unser Stadtviertel nahm Anteil an Ereignissen in der ganzen Stadt, erlebte selbst aber auch Dinge, die sich nirgends sonst hätten zutragen können. Eines Tages tauchte plötzlich ein komischer Papagei bei uns auf.

Unser Straßenhändler Mohssen überbrachte mir die Nachricht: »Agha Adeli hat jetzt einen seltsamen Papagei.«

Ein seltsamer Papagei? Ich fragte mich, was so einen komischen Vogel wohl auszeichne, und Mohssen hatte die Antwort parat. »Er sagt ständig ›Lang lebe der Schah!‹.«

Dieser so unmissverständlich ausgesprochene Satz konnte schnell den Kopf kosten, selbst den eines Papageis.

Schon am nächsten Tag war das Tier im ganzen Viertel Gesprächsthema. Schahin, der es mit eigenen Augen gesehen und »Lang lebe der Schah!« auch mit

eigenen Ohren gehört hatte, befand: »Das ist das seltsamste Ereignis seit der Revolution.«

Reza meinte: »Wir müssen ihn umbringen.«

»Weshalb einem unschuldigen Tier den Garaus machen?«, wollte Agha Firuz wissen.

Fakhri meinte: »Man muss die schlechte Angewohnheit aus ihm rausprügeln.«

Hadsch Agha Tarabi aber riet zu Besonnenheit: »Das Tier trifft keine Schuld«, sagte er, »es wurde einfach falsch erzogen. Man muss ihm nur das Richtige beibringen.«

Von nun an sollte der Vogel also die korrekte Erziehung genießen, und alle waren sich einig, Agha Firuz war der beste Mann dafür, denn immerhin konnte er Berufserfahrung im Umgang mit einem Pfau nachweisen.

Agha Firuz nahm den Vorschlag selbstlos an, sah in der Aufgabe gar seine revolutionäre Pflicht. Er würde dem Papagei also beibringen, »Es lebe die islamische Revolution!« zu sagen, sobald jemand zur Tür hereinkäme.

Und so kam zu den vielen Beschäftigungen, die seine Mitmenschen bereits hatten, eine weitere hinzu. Bei jeder Begegnung mit Agha Firuz erkundigten sie sich: »Na, wie geht's voran?«

Da sich eine so knifflige Aufgabe nicht von heute auf morgen bewältigen ließ, bedachte sein Umfeld Agha Firuz mit kostenlosen Ratschlägen. Der jedoch, weltgewandt und schicksalsgeprüft, forderte alle auf, sich in Geduld zu üben, was niemandem recht einleuchten mochte. Und angesichts der langsamen Lernfort-

schritte des Papageis regte sich bald leiser Unmut, weil es Agha Firuz, wie manche fanden, wohl doch an der nötigen Qualifikation mangelte. Agha Firuz hielt seinen Kritikern durchaus selbstbewusst entgegen: »Ihr habt nicht die geringste Vorstellung davon, wie schwierig sich das Unterfangen gestaltet!«

Wer sonst als Agha Firuz hätte den Papagei umerziehen können? Keiner seiner Kritiker konnte diese Frage beantworten.

Agha Firuz, der statt Spirituosen inzwischen Porzellanwaren verkaufte, widmete dem Papagei einen erheblichen Teil seiner Freizeit und hoffte, das Tier möge die schlechten Lektionen von einst vergessen und ein dem neuen Zeitgeist gemäßes Verhalten an den Tag legen. Da sein Umfeld sich bei jeder Gelegenheit nach dem Papagei erkundigte, musste Agha Firuz eines Tages wohl oder übel zugeben, dass seine Bemühungen fehlgeschlagen waren. Jedes Mal, wenn er glaubte, der Papagei habe »Lang lebe der Schah!« vergessen und könne endlich stotterfrei »Es lebe die islamische Revolution!« rufen, krächzte das Tier, zu Herrn Firuz' und seiner Gattin Erstaunen, doch nur wieder: »Lang lebe der Schah!«

»Schade um die viele vergeudete Zeit«, meinte Madschid. »Man muss ihm einfach den Hals umdrehen, dann ist Ruhe.«

Reza schlug eine weniger drastische Lösung vor. Er war sich sicher, wenn man es dürsten und hungern ließe, würde das Tier seine schlechten Angewohnheiten vergessen. Er sprach aus Erfahrung, denn sein Vater hatte diese Erziehungsmethode auf ihn und seine Geschwis-

ter angewandt. Hassan Agha, der Schneider, plädierte für ein noch sanfteres Vorgehen. Seiner Ansicht nach würde das Tier durch Dunkelheit gefügig, und so überließ er Agha Firuz eine schwarze Satteldecke, die dieser über den Käfig breiten solle, wenn der Vogel sich ungehorsam zeige. Agha Firuz indes konnte sich für keinen der Vorschläge begeistern. Er war sicher, mit freundlichen Worten am besten ans Ziel zu kommen, und hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben: »Gut Ding will Weile haben«, sagte er.

Wie der Papagei überhaupt zu uns gefunden hatte, blieb für immer ein Rätsel. Wir wussten nur, dass wenige Tage vor seinem Auftauchen in unserem Viertel eine Zeitung, die sich auf eine gut unterrichtete Quelle berief, berichtet hatte, die betreffende Person sei zwecks Versiegelung des Palasts von Schams Pahlawi nach Karadsch gefahren und habe dort einen Papageien angetroffen, der beim Anblick des fremden Besuchs sofort »Lang lebe der Schah!« ausgerufen habe.

Seit die Regierung die Bevölkerung in allen Tageszeitungen dazu aufrief, das im Laufe der Revolution erbeutete Staatseigentum zurückzugeben, rechneten wir alle damit, dass irgendwann eine Behörde oder eine andere Einrichtung den sprechenden Vogel zurückfordern würde. Doch zum Glück stießen wir in keiner Zeitung auf eine entsprechende Suchanzeige. Wohl kein Wunder, dass ein so kompliziertes Tier kaum Liebhaber gefunden hatte.

Öffentliche Gebäude, Güter, Behörden und Schaltzentralen waren erstürmt und geplündert worden, weil die Bevölkerung die Verantwortungsträger des Schah-

Regimes hatte enteignen wollen. Die Beute reichte von Büromöbeln über sanitäre Einrichtungen bis hin zu Schreibmaschinen, Funkgeräten und sogar nutzlosen Akten. Allerdings war den Menschen bei der Plünderung von Kasernen und anderen Armeegebüden auch gefährliches Gerät in die Hände gefallen. Raketen beispielsweise, mit so hoher Sprengkraft, dass sie laut einer Zeitungsmeldung einen Umkreis von drei Kilometern verwüsten konnten. Eine dieser Raketen befand sich auf dem Dach von Agha Adelis Haus. Ohne die Zeitungsmeldung wäre niemand sich der enormen Zerstörungskraft der Rakete bewusst geworden. Seither aber war nicht einmal mehr Agha Adeli mutig genug, sich ihr zu nähern, geschweige denn sie anzurühren. Als er uns erzählte, wie er das Gerät, ohne jede Vorsichtsmaßnahme und mit tatkräftiger Unterstützung seines Neffen, aus dem Waffenlager der Kaserne geholt und zu sich nach Hause verfrachtet hatte, lief es uns kalt den Rücken herunter. Er hatte die Rakete mitgenommen, weil er sie eines Tages leer machen und zu einer langen Bank für sein Wohnzimmer umfunktionieren wollte. »Kaum hatte ich sie gesehen, dachte ich, die gibt eine tolle Sitzgelegenheit ab.«

Im Geiste sahen wir uns schon unser gesamtes Stadtviertel evakuieren, als eines Morgens Hadsch Agha Tarabi eintraf, begleitet von Soldaten, die die Rakete unter Jubelrufen und Gejohle von Agha Adelis Hausdach holten.

Im Gegensatz dazu schienen Hieb- und Stichwaffen zwar weniger gefährlich, waren aber in derart großen Mengen im Umlauf, dass Zeitungen für den 8. April eine freie An- und Verkaufsbörse ankündigten. Presse-

berichten zufolge kamen täglich Menschen ums Leben, weil sie mit ihren erbeuteten Waffen unsachgemäß umgingen. Am 12. Mai gab der Oberbefehlshaber der Armee der Bevölkerung einen Monat Zeit, diese Waffen zurückzugeben.

Es waren allerdings auch ganz andere, völlig ungefährliche Dinge erbeutet worden. Fahrzeuge der Marke Mercedes-Benz zum Beispiel. Auch der Chef der Verkehrspolizei forderte die Bevölkerung per Zeitungsannoncen auf, jeden während der Revolution aus dem Hauptquartier entwendeten Benz zurückzubringen. Andere Behörden verlangten die Rückgabe entwendeter Fahrzeuge mit Verweis auf den Generalstaatsanwalt der Revolutionsregierung.

Nacktfotos vom Hofstaat

Ende März berichtete ein Magazin, der Schah sei homosexuell, und behauptete zudem, sein Bruder Gholamreza sei der Lebenspartner eines sehr berühmten iranischen Popsängers. Die Zeitschrift veröffentlichte auch ein Foto, das einen anderen namhaften Popstar in den Armen Amir Abbas Howeidas zeigte.

Diese Bildberichte sorgten in unserem Viertel natürlich für einige Aufregung, von Sex und heimlichen Beziehungen las man schließlich nicht alle Tage. Das heimlich von Hand zu Hand gehende Fotoalbum, von dem jeder sprach, aber niemand wusste, woher es kam, war deshalb noch reizvoller als die Sache mit dem sprechenden Papagei. Dabei rühmten sich nicht wenige, das Album gesehen zu haben. Es hieß, Frauen seien darin

halb manchmal sogar ganz nackt abgebildet, Männer sämtlich in betrunkenem Zustand.

Eines schönen Tages bekam auch ich Gelegenheit, einen Blick in das ominöse Album zu werfen, in Hassan Aghas Schneiderei, abgeschirmt von der Öffentlichkeit. Ich war unterwegs, kam an Hassan Aghas Laden vorbei, und er bat mich herein. Zunächst vergewisserte er sich, dass mir niemand gefolgt war, führte mich dann hinter einen Paravent und hieß mich Platz nehmen. Andächtig, wie bei einem religiösen Ritual, zog er sehr behutsam die breite Schublade seines Schreibtischs auf, rieb sich die Hände, ließ den Blick sekundenlang auf dem Inhalt der Lade ruhen, entnahm ihr das in Seide eingeschlagene Objekt der Neugierde und platzierte es auf dem Tisch. Wieder rieb er sich, hoch konzentriert, die Hände, brachte das Album behutsam zum Vorschein und überreichte es mir so feierlich wie eine Reliquie.

Ich blätterte darin, sah Bilder einer Handvoll Leute auf Partys, beim Picknick, unterwegs im In- und Ausland, auf dem Schah-Platz in Isfahan oder vor dem Eiffelturm. Personen in Badeanzügen oder am Strand. Manche Fotos zeigten einen Mann fortgeschrittenen Alters, ernst, der oft eine kleine Rose am Revers trug. Auf anderen war eine stets lachende Frau zu erkennen, die ihre Freude und ihre schönen Zähne bereitwillig zeigte. Hassan Agha stand über mich gebeugt, eine Zigarette in der Hand, und sah sich die Fotos gemeinsam mit mir an. Mal irritiert, mal verblüfft freute er sich wie ein Kind, lachte bei jeder ungewöhnlichen Szene, bei jedem Szenenwechsel, als sähe er die Bilder zum ersten Mal, und schlug mir unentwegt kameradschaftlich

auf die Schulter. Ich schloss das Album bald, hob den Kopf und hörte Hassan Agha Zustimmung heischend sagen: »Na, was hab ich gesagt: Die sind allesamt blau.«

Mir leuchtete nicht ein, was er meinte. Ich sah ihn fragend an. Weshalb sollten die Leute auf diesen Familienfotos unbedingt betrunken sein?

Er schob ein Detail nach: »Das Album kommt aus dem Haus von einem dieser Abgötter.«

Ich gab zu bedenken: »Familienfotos sind reine Privatsache, das weißt du gut genug.«

Er überhörte meine Bemerkung und fragte: »Hast du gesehen, wie vollgefressen sie sind, so satt, dass sie fast platzen?«

Ich fragte, woher er das Album habe. »Die gibt's auf dem Schwarzmarkt«, erklärte er, »allerdings zu entsprechenden Preisen!«

Um deren Wahnsinnshöhe anzudeuten, streckte er beide Arme aus. Dann sagte er, fast verlegen, entschuldigend: »Ich kann's dir nicht überlassen. Es wird bei mir verwahrt.«

Ich beteuerte, dass ich keinen Wert darauf lege, das Album mitzunehmen, verabschiedete mich und verließ seinen Laden.

Ganz offenbar machte die Fotosammlung die Runde, denn auch andere Nachbarn sagten, ich könne mich bei Interesse gern an sie wenden. Und schon bald stellte sich heraus, das Album gehörte Schahins Schwester Manijeh. Vermutlich war es Plünderern beim Ansturm auf die Privathäuser einstiger Regierungsmitglieder in die Hände gefallen und hatte so seinen Weg erst auf den Schwarzmarkt, dann zu Manijeh gefunden. Es kur-

sierten einige solcher Alben, zu saftigen Preisen. Die Sache ging schließlich so weit, dass das Informationsministerium die Presse vor dem Abdruck von Bildern – meist Nacktfotos – aus solchen Alben warnte und mit juristischen Konsequenzen drohte.

Manche Wörter änderten allmählich ihre Bedeutung. Nackt hieß bisweilen, dass die Arme oder die Beine einer Frau lediglich von den Ellenbogen oder Knien abwärts unbedeckt waren. Jedenfalls war der Nachdruck von Fotos des ehemaligen Hofstaats in Badeanzügen oder an Swimmingpools verboten, während Hinrichtungsoffer nackt gezeigt werden durften. Gleiches galt für Akten des SAVAK entnommene Fotos nackter politischer Gefangener, die unter Folter ihr Leben gelassen hatten. Manche Zeitschriften nutzten solche Bilder als schlagkräftige Argumente gegenüber Leuten, die die Hinrichtung von Angehörigen des Schah-Regimes ablehnten.

Selbst wenn man sich in jenen Tagen von morgens bis abends die Zeit damit vertreiben konnte, durch Teherans Straßen zu schlendern und alle kleinen und großen Ereignisse in sich aufzunehmen, änderte das nichts an der Lage der Arbeitslosen.

Deren erste Protestkundgebung in der Hauptstadt fand zu Frühlingsanfang statt und zählte laut Zeitungsberichten 7.000 Teilnehmer. Auf deren Transparenten war zu lesen: Die Arbeiter haben die Revolution gestützt, aber anderen hat sie genützt. Man forderte die Regierung zur offiziellen Anerkennung der Arbeitslosenräte auf. Doch wie alle Protestmärsche zuvor wurde auch dieser schließlich angegriffen, von Polizei-

kräften und mit Messern und Knüppeln bewaffneten Anhängern der Regierung. Einige Demonstranten wurden verhaftet. Mohssen, der weder vor der Revolution noch danach das Bedürfnis verspürt hatte, demonstrieren zu gehen, nahm jetzt häufig an Arbeitslosenprotesten teil und hielt uns auf dem Laufenden.

Als ich einwandte: »Du bist doch gar nicht arbeitslos«, deutete er auf die Strümpfe und Taschentücher in seinem Sortiment und stellte die Gegenfrage: »Nennst du das hier etwa Arbeit?«

Eines Tages berichtete er mir, in Isfahan habe eine ähnliche Demonstration mit rund 10.000 Teilnehmern ebenfalls zu gewaltsamen Zusammenstößen mit der Polizei geführt. Ein Mensch sei zu Tode gekommen, es habe 300 Verletzte und zahlreiche Festnahmen gegeben. Zum Beweis drückte er mir die Zeitung in die Hand, in der die Meldung stand.

Ich sah ihm an, wie wütend er war, und wusste, dass dieses Ereignis ein Nachspiel haben würde. Einige Tage später versammelten sich mehrere Tausend Arbeitslose vor dem Haus Ajatollah Taleghanis, aber auch hier war klar, dass ihr Aufmarsch ergebnislos bleiben würde.





Richard Schuberth
Narzissmus und Konformität.
Selbstliebe als Illusion und Befreiung

Spätestens seit Donald Trumps Wahl ist Narzissmus als tadelnswerter Charakterzug wieder in aller Munde. In seiner polemisch verfassten Bestandsaufnahme nimmt Richard Schuberth unsere egozentrischen Lebenswelten in den Blick, vergisst dabei aber nicht das Sprechen über Narzissmus und dessen hochinteressante historische Genese. Die Kritik des Narzissmus erweist sich in der Konkurrenzgesellschaft als Einübung in den Konformismus und dieser selbst als Ausdruck eines kollektiven Narzissmus. So ist es umso wichtiger, gesunde Formen widerständiger Selbstliebe zu erproben, die den Pfau durchaus zum Maskottchen haben dürfen.

Richard Schuberth, 1968 in Niederösterreich geboren, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Er publizierte Essaybände, Romane, satirische Dramen und Filmdrehbücher. Thematische Schwerpunkte sind u. a. Sprachkritik, Kulturalismus und Geschichte des Balkanraumes.

Erscheint am 28. September 2018
Ca. 160 Seiten
20,00 € (D) | 20,60 € (A) | 25,30 sFr
ISBN 978-3-95757-634-7
Auch als E-Book erhältlich



Warum Narzissmus?

Und wieder einmal geht ein Gespenst um. Spätestens seit Jean Twenges Bestseller *The Narcissism Epidemic* von 2009 wurden die Feuilletonleser hellhörig, seit Donald J. Trumps Triumph ist auch die restliche Welt per Ferndiagnosen am laufenden Band von einer Gefahr unterrichtet, die mitten unter uns weilt: der Narzisst. Die Ausbildung zum Vampirjäger ist langwierig und kompliziert, die Lizenz zum Narzisstenjäger hingegen kann bereits durch Anlernen der Erkennungsmerkmale des malignen Egomane im Schnellkurs erworben werden. Dann bedarf es nur noch eines guten Instinkts und einer möglichst gesunden Ignoranz gegenüber dem eigenen Narzissmus.

Der Narzissmus ist in aller Munde, vor allem als Markierung machtverwöhnter Eliten, soziopathischer Massenmörder und liebloser Lebensabschnittspartner. Die Diagnose ist mithilfe medialer Volksaufklärung im Alltagsbewusstsein angekommen.

Donald J. Trump, bevorzugtes Pin-up zu Artikeln über die Narzissmusgefahr, verkörpert die guten alten Werte des amerikanischen Grenzers. Er hat die *frontier*, die Demarkationslinie zum Reich des Unfassbaren, weit hinausgeschoben. Und die Mächtigen dieser Welt sind ihm zu Dank verpflichtet. Trump hat die Entdemokratisierung dermaßen forciert, dass sich die Autokraten Europas im Vergleich zu ihm als Bewahrer

der res publica brüsten können. Er treibt seine Lächerlichkeit derart auf die Spitze, dass die restlichen Politclowns sich für Garanten staatsmännischer Seriosität halten dürfen, und mit seinem plakativen Narzissmus beschenkte er all die anderen Ärmelschonernarzissen in Konzern- und Staatschefsesseln mit der Chance, sich als psychischen Normaltypus in Kontrast zu ihm zu setzen.

Nach diesen Zeilen könnte man den Eindruck gewonnen haben, das Phänomen Narzissmus würde nicht recht ernst genommen. Ganz im Gegenteil: Je ernster man übersteigerte Selbstbezogenheit nimmt, umso kritischer wird man auch die Diskurse darüber ins Visier nehmen müssen. Man erfährt über den Narzissmus mehr, wenn man ihn gegen den Strich bürstet. Dieser ist wie viele psychische Störungen kein klar identifizierbares Faktum wie ein Schlüsselbeinbruch oder eine Nagelpilzinfektion, sondern eine Konfliktzone oft gegensätzlicher Interpretationen, wechselnder Gewichtungen und ideologischer Projektionen. Auch das Phänomen Narzissmus blieb von der naiven Hybris nicht verschont, die seelischen Vorgänge nach naturwissenschaftlichem Vorbild zu betrachten und so zu tun, als könnte man seine Struktur wie die von organischen Kohlenstoffverbindungen festlegen. Narzissmus nimmt sich wie eine bewegliche und variable Schnittmenge altbekannter Eigenschaften wie Hochmut, Eitelkeit, Gefallsucht, Egoismus, Empathielosigkeit aus, die sich in ihrer Bedeutung ihrerseits nie klar voneinander abgrenzen lassen. Es soll hier in der Folge nicht um eine klar abgezielte Definition dieses Komplexes gehen, denn gerade

seine Grau- und Bruchzonen gewähren verräterische Einblicke. Damit wird der Befund keineswegs klein-geredet, sondern es werden vielmehr narzisstische Prä-gungen, Energien und Motive auch dort aufgestöbert, wo man sie nicht vermuten würde, zumal oft dort, wo am lautesten Narzissmus geschrien wird, viel gesell-schaftlich akzeptierter und geförderter Narzissmus am Werke ist.

Der Narzissmus hat mich immer vor Rätsel gestellt. Sein größtes war wohl die Frage, ob der idealtypische Narzisst sich nun durch die Sucht nach Anerkennung oder durch seine Unabhängigkeit davon charakterisiere. Eine befriedigende Antwort darauf fand ich in der Fach-literatur kaum. Ausgefuchste Dialektiker unter den Psychoexperten würden mir wohl antworten, dass die beiden Dispositionen in keinem Widerspruch zueinan-der stünden, sondern einander auf heimlichen Wegen bedingten. Denn die überhebliche Selbstgenügsamkeit des Narzissten sei nur ein Schutzfilter, um jenes Feed-back abzublocken, das nicht mit dem idealen Selbstbild kompatibel ist, daneben suche er jedoch fieberhaft nach Gratifikation. Er braucht die Likes, aber nicht die Liker. Er ist süchtig nach positiver Bestätigung, um die ima-ginäre Position zu halten, von der er weiterhin auf seine Bestätiger herabschauen kann. Der richtige Narzisst ist selten der Dandy, der seinem Spiegelbild Küsschen zu-wirft, da er zu solch augenzwinkernder Selbstobjek-tivierung kaum fähig ist. Narzissten, so bekunden die meisten einschlägigen Bestimmungsbücher, können charmant, betörend und manipulativ sein, doch selten besitzen sie Humor.

Meine eigene Eitelkeit bekam ich von Richard Sennett bestätigt, der wie ich der Auffassung ist, dass Narzissmus als Charakterstörung das genaue Gegenteil von ausgeprägter Eigenliebe ist. »Die Versenkung ins Selbst schafft keine Gratifikation, sie fügt dem Selbst Schmerz zu. Die Auslöschung der Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen bedeutet, dass dem Selbst nie etwas Neues, ›Anderes‹ begegnen kann. Dieses wird verschlungen und so lange umgeformt, bis sich das Selbst darin wiedererkennt – damit aber wird das oder der Andere bedeutungslos.«

Es kommt zum scheinbaren Paradox einer ichbezogenen Entindividualisierung, und je mehr außen und innen gleichgeschaltet werden, desto narzisstischer erscheinen Reste nicht narzisstischer, erfahrungsfreudiger und spontaner Individualität, solcher, die über ihr Ich die Welt erfahren will und nicht über die Welt sich zu erfahren glaubt. Die Verweigerung der kollektiven Nabelschau erscheint dann als eitler Eigensinn. Das ist eine der Hypothesen, um die sich der folgende Essay gruppieren wird.

Folgende sich anschließende Fragen werde ich zu beantworten versuchen: Was kann der Begriff »Narzissmus«, was seine bewährten Vorgänger »Eitelkeit«, »Selbstsucht« oder »Egozentrik« nicht können? Bezeichnet er nun eine pathogene Persönlichkeitsstörung oder die Kollektivverfassung einer verdinglichten Gesellschaft? Ist er eine Maske, die Labilität verdeckt, oder doch Ausdruck eines authentischen Überwertigkeitsgefühls? Die Sucht nach sozialer Bestätigung oder – im Gegenteil – völlige Selbstgenügsamkeit? Ist er Produkt der allgemeinen Psychologisierung oder brauchbares

Werkzeug der Gesellschaftskritik? Sozialpsychologisches Attest einer vereinzelnenden Konkurrenzgesellschaft oder gar Kampfbegriff eines neuen Puritanismus?

Im Jahr 2002 haben die kanadischen Psychologen Delroy L. Paulus und Kevin M. Williams einen Zusammenhang bestimmter Persönlichkeitsmerkmale postuliert, den sie die »Dunkle Triade« nannten. Diese sei ein Dreischritt aus Psychopathie, Narzissmus und Machiavellismus. Insbesondere in der Personalpsychologie und in der Psychologie des Managements habe sich das Konzept als nützlich erwiesen. Weniger stört hier der Begriff des Machiavellismus, der lediglich politologische Relevanz haben sollte, jedoch von der empirischen Psychologie auf die Formel »Der Zweck heiligt die Mittel« heruntertrivialisieren wurde, als Paulus' und Williams' Überzeugung, bei dieser Dunklen Triade handle es sich um eine soziale Fehlanpassung. Im Gegenteil ist sie sowohl für das gängige Wirtschaftssystem als auch für die populistischen Bewegungen, welche dessen Verwüstungen auf den Plan riefen, hochadaptiv.

Somit postuliere ich eine weitere Dunkle Triade, deren Kleeblatt nicht jünger ist als das der beiden Kanadier. Diese Dunkle Triade besteht aus Psychologisierung, Moralisierung und Personalisierung. Allen drei Modi ist die kognitive Verzerrung gemeinsam, Gesellschaft nur durch den Filter des eigenen Ichs wahrnehmen zu können. Diese narzisstischen Grundpotenzen machen den individuellen Schuldanteil von jeglicher Entpolitisierung aus, von Entsolidarisierung, Opportunismus, Mitläufertum, Regression, Pop- und Führerkult, Projektion auf Sündenböcke sowie unzähliger weiterer Missstände.

Und sie sind so alt wie die bürgerliche Gesellschaft selbst.

Narzissmus ist die vorherrschende Persönlichkeitsform im Neoliberalismus. Mit der Pathologisierung von Einzelfällen versucht der Eisberg seine sichtbare Spitze abzusägen. Der psychologisierende Fokus des Alltagsbewusstseins, aber auch manche Fachdiskurse identifizieren Narzissmus als pathologische Eigenschaft von Einzelmenschen. Und lösen den Narzissten aus dem Netz seiner sozialen Bindungen und seiner gesellschaftlichen Verstrickung.

Die durch Narzissten Gekränkten erleben selbst narzisstische Kränkungen, die Abspaltung eigener narzisstischer Persönlichkeitsanteile und ihre Projektion in geächtete Einzelne verspricht Teilhabe an einer gesunden Norm sowie moralische Überlegenheit. Ich nenne diese Reziprozität zwischen Opfer und Täter, zwischen pathischer Norm und pathischer Abweichung das narzisstische Arrangement.

Narzissmus lässt sich somit nicht als essenzialistischen klinischen Charaktertyp, sondern als flexibles Modulsystem fassen, an dem die gesamte Gesellschaft teilhat. Hierin schreiben auch die Psychodiskurse durch ihr Otherring die alte bürgerliche Ächtung von Egoismus, Spiel und Hedonismus fort.

Der zweite Teil des Essays wird daher dem Thema »Narzissmus als neue protestantische Ethik« (R. Sennett) nachspüren und über einen kleinen historischen Exkurs in die Geschichte der bürgerlichen Selbstverzagung und ihrer Ideologien in der unmittelbaren Gegenwart landen, bei den sozialen Medien und auch bei einer neuen Moralisierung von Gesellschaftskritik, die

den Narzissmus für sich entdeckt hat, zum Beispiel durch Psychologisierung des Kapitalismus und einem Rousseaus Bigotterie folgenden Rechtschaffenheitspathos. Bereits bei dem Kulturkritiker Christopher Lasch schlägt Ende der Siebzigerjahre Kritische Theorie in Konservatismus und in die Werte des präurbanen selbstgenügsamen Kollektivs um. Interessant an dieser Entwicklung sind auch die seit Freud virulenten und bei Lasch manifesten antifeministischen Tendenzen, die weibliches Self-Empowerment ins Gatter kollektiver Verantwortungsethik zurückpfeifen wollen.

Der Egomane versteckt sich neuerdings hinter einem Rekurs auf gemeinschaftliche Tugenden. Die Gemeinschaften indes bleiben virtuell, und dort wo sie sich wirklich konstituieren, wüten sie als völkische und religiöse Kollektive in unversöhnlicher Konkurrenz gegeneinander um knappe Ressourcen.

Für eine zutiefst narzisstische Gesellschaft, welche sich mittels politischer Korrektheit und sozialer Tugenden über ihre monadische Konstitution hinwegtäuscht, kann die Ächtung des Narzissmus auch ein Mittel sein, Reste unverschnittener Individualität zu verfolgen. Ein neuer Puritanismus, neue Triebunterdrückungen und Verhaltensreglements bemächtigen sich fortschrittlicher Gesellschaftskritik. Das Verächtliche am Narzissmus ist somit nicht die Selbstüberhebung, sondern das krankhafte Bedürfnis nach sozialer Bestätigung als Surrogat für den Selbstwert, den die Reduktion des Lebens auf Konsum, Lohnarbeit und politische Passivität geraubt hat.

Nur träumen konnten die überkommenen Herrschaftstechniken der physischen Gewalt und internalisi-

sierten Disziplinierungen von der Reibungslosigkeit, mit der das System über den Wunsch nach Aufmerksamkeit, Dabei- und Angesagtsein, Gemocht- und Bewundertwerden sich selbst reproduziert und die Menschen in Millionen kleiner Choreografien des Schnorrens um Anerkennung zu ihren Trends, Gadgets, Boutiquen, Lügen, Entrechtungen und Entwertungen hinleitet. Nicht nur steuert sich über diese Mikrosysteme der Gratifikation vom CEO bis zur Globalisierungsgegnerin die Zentripetalkraft des totalen Konformismus, sondern auch das soziale Aushungern, Abwerten und Wegwischen all dessen, was diesem wirklich widerstand. Geist muss sich in Zeitgeist übersetzen, um nicht vernichtet zu werden, Subversion in Slogans, Libertinage in Polyamorie, Witz in Entertainment, Reflexion in PowerPoint-fähige Positionen. Sobald die Restindividualität aber der Kommunikation und dem allgemeinen Verständnis zuliebe diese Selbstzurichtung vollzogen hat, schnappt die Falle zu, und sie findet sich nicht wie erhofft auf der Agora einer freien Welt wieder, sondern im Zentrum der totalen Shoppingmall. Der Totalität dieses Systems wird nicht allein durch Revolutionen, Vergesellschaftungen, strukturellen Verweigerungen beizukommen sein.

Das erste Mal reicht es nicht, die materiellen Verhältnisse zu verändern, denn der Neoliberalismus hat das Bewusstsein der Einzelnen an ihrer Eitelkeit gepackt und unmittelbar in Energiequellen der eigenen sinnlosen Selbstreproduktion verwandelt. Man wird bei diesem Exorzismus auf Empathie und Verständnis der Besessenen verzichten müssen.

Wie aber kroch dieser kollektive Narzissmus, diese

hoffnungslose Reise ins eigene Innere, die Chimäre von Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, von Transparenz und Authentizität, diese tölpelhafte Eitelkeit der Selbstgleichen, in die Individuen? Es ist eine Konsequenz einer geistigen Tradition, die vom frühen Protestantismus über Rousseau zur Romantik führte. Und man könnte diesen psychohistorischen Umschlag mit dem 2. Mai 1824 datieren, als Johann Peter Eckermann gegenüber Goethe bekannte:

»Ich trage in die Gesellschaft gewöhnlich meine persönlichen Neigungen und Abneigungen und ein gewisses Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Ich suche eine Persönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß sei; dieser möchte ich mich ganz hingeben und mit den andern nichts zu tun haben.«

Darauf erteilt ihm der alte Goethe, der noch einer anderen Zeit angehörte, folgenden Rüffel: »Diese ihre Naturtendenz ist freilich nicht geselliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unsre natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen. Es ist eine große Torheit zu verlangen, dass die Menschen zu uns harmonieren sollen, ich habe es nie getan. Dadurch habe ich es dahingebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis menschlicher Charaktere, sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammenehmen, um mit ihnen durchzukommen. So sollten Sie es auch machen. Das hilft nun einmal nichts, Sie müssen in die große Welt hinein. Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen.«

Die Addams Family

Im Jahre 1964 eroberten zwei Horrorfamilien die Bildschirme der US-Amerikaner. »The Munsters« und »The Addams Family«. Lag der etwas flau Witz ersterer in der Persiflage der Werte des amerikanischen Mittelstands, erschöpfte er sich bei den Addams in einem Familienbild abartiger Charaktere. Die Munsters waren nette Nachbarn in Monster- und Vampirgestalt, die Addams hingegen die launige Entfesselung unamerikanischer Umtriebe. Fielen jene hinter die kritischen Absichten ihrer Macher zurück, erwiesen sich diese wider Willen als hochinteressante Anamnese amerikanischer Normopathie. Denn die Familienaufstellung der Ausgestoßenen, Missgebildeten und moralisch Ambivalenten verkörperte so ziemlich alles, was der Öffentlichkeit der Neuen Welt als dekadent und morbide – mit einem Wort: europäisch vorkam. Sei es der cembalospielende Diener Lurch, die melancholische Tochter Wednesday mit ihrer geköpften Puppe Marie-Antoinette oder die vampiristische Morticia, die in erotischer Ekstase ins Französische verfällt – am stärksten aber ihr Gatte Gomez, ein spanischstämmiger Anwalt, der seinen Stolz aus dem Verlieren seiner Gerichtsfälle bezieht und seiner eigenen Frau – hier wurde das Verständnis der Fernsehzuschauer arg strapaziert – sexuell hörig ist. Aus Yankee-Perspektive erhob sich hier *Amour fou* in denselben Rang wie Vampirismus, Lykanthropie und Cembalomusik. Lenin, Kafka und Karl Lagerfeld hätten ohne Weiteres von den Addams adoptiert werden können. Prüft man die Narzissmus-Konzepte der letzten hundert Jahre, die fast ausschließlich von angel-

sächsischen oder in die USA ausgewanderten österreichischen Psychospezialisten ersonnen wurden, ergibt sich ein ähnliches Bild. Was als Charakteristika in ihr Narzissmus-Modell einwanderte, zeichnete in der Summe ein beängstigend graues Sittenbild der der Diagnose zugrunde liegenden Normalität.





Deborah Danowski und
Eduardo Viveiros de Castro
*In welcher Welt leben? Ein Versuch
über die Angst vor dem Ende*

Die Vorstellungen vom Ende der Welt sind so vielfältig und zahlreich wie ihre Kulturen. Die gegenwärtigen Katastrophenszenarien sind zumeist auch Gedankenexperimente über den drohenden Niedergang der westlichen Zivilisation. Es wird klar: Das Ende der Welt muss nicht gleich das Ende aller Zeiten bedeuten.

In diesem Essay ziehen die beiden Autoren eine Bilanz aus den Enden der Welt, um aus ihnen weitreichende philosophische, ökologische und anthropologische Schlussfolgerungen für die politische Praxis zu schöpfen.

Deborah Danowski lehrte an der Universität Paris-Sorbonne, bevor sie Professorin für Philosophie an der Päpstlichen Katholischen Universität von Rio de Janeiro wurde.

Eduardo Viveiros de Castro, geboren 1951 in Rio de Janeiro, war Professor für Anthropologie. Mit seiner Theorie des amerindischen Perspektivismus zählt er zu den bedeutendsten zeitgenössischen Anthropologen.

Erscheint am 28. September 2018
Aus dem Portugiesischen von Clemens
und Ulrich van Loyen
Ca. 220 Seiten
22,00 € (D) | 22,70 € (A) | 27,90 sFr
ISBN 978-3-95757-566-1
Auch als E-Book erhältlich



Das Ende der Welt ist ein im Wortsinn grenzenloses Thema – wenigstens solange es nicht eintrifft. Das ethnografische Register verzeichnet eine große Verschiedenheit von Weisen, in denen Kulturen das Auseinanderbrechen der raumzeitlichen Fügungen der Geschichte zum Gegenstand ihrer Vorstellung gemacht haben. Einige dieser Vorstellungen scheinen seit Beginn der 1990er-Jahre an neuem Leben gewonnen zu haben, als sich der wissenschaftliche Konsens über die laufenden thermodynamischen Veränderungen unseres Planeten herausbildete. Die Materialien und die Analysen über die (menschengemachten) Ursachen und die (katastrophalen) Konsequenzen der planetarischen »Krise« akkumulieren sich ständig und mit extremer Geschwindigkeit, und sie mobilisieren sowohl die populäre, von Medien beeinflusste Wahrnehmung als auch die akademische Reflexion.

Während sich das Ausmaß der aktuellen Umwelt- und Zivilisationskrise immer deutlicher abzeichnet,¹ proliferieren neue Variationen und aktualisieren sich alte um diese uralte Idee, die wir kursorisch als »Ende der Welt« bezeichnen werden. Zu diesem Thema existieren Blockbuster der Science-Fiction,² Dokufiktionen verschiedener »History Channel«, populärwissenschaftliche Bücher unterschiedlichster Komplexitätsgrade, Videospiele, Musik- und Kunstwerke, Blogs jedweder politischer Provenienz, wissenschaftliche Kongresse, akademische Zeitschriften, Berichte und Erklärungen

verschiedenster Weltorganisationen, stets aufs Neue frustrierende sogenannte »Klima-Gipfel«, theologische Konferenzen und päpstliche Verlautbarungen, philosophische Essays, New Age und neopagane Zeremonien, eine exponentiell wachsende Anzahl politischer Manifeste – kurzum, jede nur denkbare Art von Texten, Kontexten, Medien, Sprechern und Publikum. Das Thema hat sich in der Gegenwartskultur zunehmend geltend gemacht, und ebenso das, worauf es hinweist: die Multiplikation der Veränderungen unserer Erd-Umwelt.

Das Aufkommen dieses alles andere als euphorischen Diskurses läuft dem »humanistischen« Optimismus zuwider, der die Geschichte des Westens seit den letzten drei oder vier Jahrhunderten dominiert. Er spiegelt etwas, das aus dem Horizont der als Epos des Geistes verstandenen Geschichte ausgeschlossen ist: den Ruin unserer globalen Zivilisation aufgrund ihrer eigenen unwidersprochenen Hegemonie, ein Fall, der beträchtliche Teile der menschlichen Bevölkerung mit sich reißen könnte. Es fängt bei den elenden Massen an, die in Ghettos und auf den geopolitischen Abfallhalden des »Weltsystems« leben; aber es liegt in der Natur des bevorstehenden Kollapses, dass er in der einen oder anderen Weise alle erreichen wird. Genau deshalb sind es nicht nur die Gesellschaften, die die dominierende Zivilisation verkörpern – ihrer Prägung nach westlich, christlich und industriekapitalistisch –, die von dieser Krise einberufen werden, sondern die gesamte menschliche Gattung – auch und besonders jene zahlreichen Völker, Kulturen und Gesellschaften, die nicht am Ursprung der besagten Krise stehen. Ganz abgesehen von

den Tausenden anderen Abstammungslinien der Lebenden, die sich von Auslöschung bedroht sehen oder die aufgrund der von der »menschlichen« Aktivität besorgten Umweltmodifikationen bereits von der Erdoberfläche verschwunden sind.

Ein solches demografisches und zivilisatorisches Desaster wird gemeinhin als Resultat eines »globalen« Ereignisses imaginiert, etwa ein radikaler Bevölkerungsrückgang oder auch die plötzliche Auslöschung der menschlichen Spezies, wenn nicht gar des gesamten irdischen Lebens, verursacht vom »Willen Gottes« – ein tödlicher Supervirus, eine gigantische Vulkanexplosion, der Einschlag eines Himmelskörpers, ein gigantischer Sonnensturm – oder aufgrund eines kumulativen Effekts von menschengemachten Einwirkungen auf den Planeten, wie im Film *The Day after Tomorrow* (2004) von Roland Emmerich, oder durch den schönen alten Nuklearkrieg. Andere Male pflegt das Desaster in realistischerer Manier beschrieben zu werden (besonders wenn man die Entwicklung der von der Wissenschaft vorgeschlagenen Szenarien verfolgt, die die Interaktion zwischen Geosphäre, Hydrosphäre, Atmosphäre und Biosphäre – dem sogenannten »Erdsystem« – studieren), wie ein bereits begonnener Verfallsprozess der Umweltbedingungen des menschlichen Lebens im Holozän (Epoche des ans Pleistozän anschließenden Quartärs, das vor 11.700 Jahren begonnen hat), der extrem intensiv, zunehmend beschleunigt und in vielerlei Hinsicht unabänderlich verläuft, mit seinen von Hurrikannen und Überschwemmungen gefolgtten Trockenperioden, massiven Ernteeinbrüchen, auf die menschliche und tierische Pandemien folgen, mit völkermordenden

Kriegen inmitten von biologischen Auslöschungen, die Familien, Arten und ganze *phyla* betreffen, in einer Sequenz perverser Rückkopplungseffekte, die die Spezies in einem Prozess »langsamer Gewalt« (Nixon 2011) – der gar nicht so langsam scheint – in eine materiell und politisch degradierte Existenz schieben. Isabelle Stengers (2009) hat dies die »kommende Barbarei« genannt, die noch barbarischer ausfallen wird, je nachdem, wie das dominierende techno-ökonomische System (der integrierte Weltkapitalismus) seine *Flucht nach vorne* fortsetzt.

Es sind nicht nur die Naturwissenschaften und die von ihr gespeiste Massenkultur, die das Abgleiten der Welt registrieren. Sogar die Metaphysik, angeblich die ätherischste der philosophischen Disziplinen, ist von diffuser Unruhe ergriffen. In den letzten Jahren haben wir einer Ausarbeitung neuer und sophistischer Argumente beigewohnt, die sich vornehmen, alle auf ihre Weise »die Welt zu Ende zu bringen«:³ zu Ende bringen, insofern als die Welt unausweichlich »Welt für Menschen« ist, um einen vollen epistemischen Zugang zu einer »Welt ohne uns« zu rechtfertigen, die sich vollständig vor der Jurisdiktion des Intellekts artikulieren soll; aber auch um »die Welt zu Ende zu bringen«, insofern sie Bedeutungsträger ist, um dadurch das Sein als pure indifferente Exteriorität zu bestimmen; als ob die »wirkliche« Welt, in ihrer radikalen Kontingenz, *gegen* Verstand und Bedeutung »verwirklicht« werden müsste.

Zugegeben stehen viele dieser Ende-der-Welt-Metaphysiken lediglich in indirekter Kausalbeziehung mit dem physischen Ereignis der planetarischen Katastro-

phe; aber sie hören trotzdem nicht auf, dieses auszudrücken, dem schwindelerregenden Gefühl der Inkompatibilität – wenn nicht Unvereinbarkeit – zwischen Mensch und Welt ein Echo zu verschaffen, denn wenige Regionen der gegenwärtigen Vorstellung sind vom gewaltsamen Wiedereintritt der westlichen Noosphäre in die Erdatmosphäre unbetroffen, gleichsam in einem wahrhaftigen und unerhörten Prozess der »Transzendenz«. Wir glaubten uns bestimmt zum weiten siderischen Ozean, und da sind wir nun von Neuem zurückgeworfen an den Hafen, von dem wir in See stachen ...

Die Dystopien also proliferieren; und eine gewisse panische Perplexität (abwertend als »Katastrophismus« etikettiert), wenn nicht ein makabrer Enthusiasmus (jüngst unter dem Signum des »Akzelerationismus« populär geworden) scheinen über dem Zeitgeist zu schweben. Das berühmte »*no future*« der Punk-Bewegung findet sich plötzlich revitalisiert – sofern das der passende Begriff ist –, ebenso wie wieder tiefe Unruhen auftreten, die gegenwärtig mit Dimensionen vergleichbar sind, wie sie durch das atomare Wettrüsten während des Kalten Krieges vor nicht allzu langer Zeit hervorgerufen wurden. Da erscheint es unmöglich, sich nicht an die nüchterne und düstere Schlussfolgerung von Günther Anders aus seinem Schlüsseltext »Die Frist« von 1960 über die »metaphysische Metamorphose« (Günther Anders 1993: 177) der Menschheit nach Hiroshima und Nagasaki zu erinnern: »*Die Zukunftslosigkeit hat schon begonnen*« (219) – in dem Maß, wie der Mensch die Zukunft, das heißt: ihr Ende »bereitet«.

Diese Zukunft, die aufgehört hat, ist erneut gekommen – was bedeutet, dass sie vielleicht niemals aufge-

hört hat, schon angefangen zu haben: im Neolithikum? In der Industrierevolution? Seit dem Zweiten Weltkrieg? Wenn die Drohung der Klimakrise weniger spektakulär ist als jene aus den Zeiten nuklearer Bedrohung (die, nebenbei bemerkt, nie aufgehört hat), ist ihre Ontologie doch komplexer, sowohl im Hinblick auf ihre Beziehung zum menschlichen Handeln als auch in Bezug auf ihre paradoxe Chronotopie.⁴ Ihre Ankunft hat »unseren« Namen: »Anthropozän«, eine Benennung, die Paul Crutzen und Eugene Stoermer vorgeschlagen haben, um die neue geologische Epoche zu bezeichnen, die dem Holozän folgt und die mit der industriellen Revolution angefangen und sich nach dem Zweiten Weltkrieg intensiviert haben soll. Das Anthropozän (oder wie auch immer man das Zeitalter nennen möchte) ist eine »Epoche« im geologischen Sinn des Wortes, aber sie weist auf das Ende der »Epochalität« als solche hin, insofern als sie unsere Spezies betrifft. Obwohl sie mit uns begonnen hat, ist es hochwahrscheinlich, dass sie ohne uns enden wird: Das Anthropozän könnte einer anderen geologischen Epoche nur nach unserem Verschwinden von der Erdoberfläche Platz machen. Unsere Gegenwart ist das Anthropozän; dies ist *unsere Zeit*. Aber diese gegenwärtige Zeit offenbart sich als Gegenwart ohne Zukunft, als eine passive Präsenz, Trägerin eines geophysikalischen Karmas, das zu annullieren wir nicht mehr die Macht haben – wodurch die Notwendigkeit ihrer Linderung noch dringlicher vor Augen tritt:

»Die Revolution hat bereits stattgefunden, [...] die Ereignisse, mit denen wir zu tun haben, siedeln nicht in der Zukunft, sondern sind zum größten Teil pas-

siert [...], was auch immer man tut, die Bedrohung schwebt über uns für Jahrhunderte, wenn nicht für Jahrtausende.« (Bruno Latour 2013a: 109)

Metaphysik und Mythophysik

Dieser Text ist ein Versuch, die aktuellen Diskurse über das »Ende der Welt« ernst zu nehmen, indem sie als Gedankenexperimente über die Wende des westlichen anthropologischen Abenteuers zum Verfall hin gelesen werden, das heißt als nicht notwendigerweise absichtliche Einbildungsversuche einer adäquaten Mythologie für die Gegenwart. Das »Ende der Welt« ist eines jener berühmten Probleme, die laut Immanuel Kant die Vernunft nicht lösen kann, aber die sie auch nicht zu stellen unterlassen kann. Und die Art, in der sie es tut, führt notwendigerweise über den Weg der mythischen Fabel oder, wie wir heute sagen würden, der »Narrative«, die uns leiten und motivieren. Das der empirischen Wahrheit oder Unwahrheit gegenüber gleichgültige semiotische Regime des Mythos macht sich jedes Mal geltend, wenn sich die Beziehung zwischen Menschen und ihren generellen Existenzbedingungen als Vernunftproblem offenbart. Und wenn jede Mythologie als Schematisierung der transzendentalen Bedingungen in empirischen Termen beschrieben werden kann – als Rückprojizierung, die bestimmte hinreichend vorgestellte (»narrativierte«) Gründe als Wirkursachen bestätigt –, so offenbart sich die aktuelle Sackgasse als umso tragischer, oder ironischer, je fähiger wir sind, ein solches Problem der Vernunft als eines zu sehen,

das die Zustimmung des Intellekts erhalten hat. Wir befinden uns hier vor einem existenziellen metaphysischen Problem, dem Ende der Welt, formuliert in den strengen Termen von aufs Höchste empirischen Wissenschaften wie der Klimatologie, der Geophysik, der Meereskunde, der Biochemie und der Ökologie. Vielleicht wird, wie Lévi-Strauss mehrmals feststellte, die Wissenschaft dem Mythos, von dem sie sich vor ungefähr 3.000 Jahren zu trennen anfing, wiederbegegnen am Ende einer jenen doppelten Drehungen, die die analytische Vernunft mit der dialektischen verflechten, gleichsam als die anagrammatische Kombinatorik des Signifikanten mit den historischen Zufällen des Signifikats.⁵

Noch ein Wort zum Begriff des »Mythos«. Ein wichtiger, wenngleich kontingenter Stimulus für diesen Essay ist das inzwischen berühmte Traktat von Quentin Meillassoux, *Nach der Endlichkeit* (2008), gewesen. Zusammen mit den Schriften anderer Gegenwartsdenker, die sich dem »Spekulativen Realismus« zuordnen lassen, scheint uns Meillassoux – nolens volens – die Bindungen zwischen metaphysischer Spekulation und mythologischem (der kantianische Kritizismus würde vermerken: »dogmatischem«) Ursprung des Denkens zu reaktivieren. Am Ende der Lektüre von *Nach der Endlichkeit* (und später von *Nihil Unbound* von Ray Brassier [2007], ein anderes wichtiges Werk der genannten Strömung) hatten wir den Eindruck, dass dieser Reflexionsstil sich nicht nur in eine von Platon zu Badiou führende Reihe einfüge, sondern auch in ein weites diskursives Universum, das sich von dem Ideenschatz, der seit Jahrtausenden in der kosmolo-

gischen Spekulation indigener Völker akkumuliert wird, bis hin zu Lars von Triers Film *Melancholia* (2011) und Cormac McCarthys Roman *Die Straße* (2007) erstreckt, und dabei den Weg geht über die lange westliche mytho-literarische Tradition zum Thema des *pays gaste*, des »Waste Land« (Weston 1920: *From Ritual to Romance*), ohne die andauernde, um nicht zu sagen wachsende Vitalität des »kleinen« Genres der Science-Fiction zu unterschlagen. Die berühmte Bemerkung von Borges über die Metaphysik als Zweig der fantastischen Literatur⁶ verlangte nicht nur nach Reziprozität – die fantastische Literatur und die Science-Fiction als populäre Metaphysiken unserer Epoche –, sondern nahm die Berührungen und gegenseitige Anleihen vorweg, die man heute zwischen den Denkeperimenten des kreativsten Bereichs der Gegenwartsphilosophie und Autoren wie Howard P. Lovecraft, Philip K. Dick, Ursula Le Guin, William Gibson, David Brin und China Miéville feststellen kann.

Unser Ziel ist es mithin, eine Bilanz einiger der Varianten des Themas »Ende der Welt« zu ziehen, so wie es sich in der gegenwärtigen Vorstellung präsentiert, um daraus philosophische und politische Schlussfolgerungen zu ziehen.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. die Berichte des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), online: www.ipcc.ch.
- ² Zum apokalyptischen Kino sehr aufschlussreich: Peter Szendy, *L'Apocalypse cinéma*, 2012.

- ³ Darunter verstehen wir den Abbau überkommener *Konzepte* der Welt von Kant bis Derrida (vgl. Sean Gaston, *The Concept of World from Kant to Derrida*, London 2013).
- ⁴ »Ein Nuklearkrieg wäre eine bewusste Entscheidung derjenigen, die die Macht inne haben. Der Klimawandel ist eine unbeabsichtigte Konsequenz menschlicher Handlungen und nur die wissenschaftliche Analyse kann zeigen, dass er die Folge unserer Handlungen als Spezies ist.« (Dipesh Chakrabarty, »The Climate of History: Four Theses«, in: *Critical Inquiry*, 35, S. 97–222).
- ⁵ Über die »doppelte Drehung« als Grundformel der strukturalistischen Verwandlung vgl. Maranda (Hg.) 2001, Almeida 2008, Viveiros de Castro 2009.
- ⁶ »Die Metaphysiker auf Tlön suchen nicht die Wahrheit, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit: Sie suchen das Erstaunen. Sie halten die Metaphysik für einen Zweig der phantastischen Literatur.« (Jorge Luis Borges, *Fiktionen*, Frankfurt am Main 1992, S. 23.)



Éric Vuillard

Die Tagesordnung

*Aus dem
Französischen
von
Nicola Denis*

**PRIX
GONCOURT**

Matthes
&
Seitz
Berlin

**Ausgezeichnet mit dem wichtigsten
französischen Literaturpreis**

Éric Vuillard wirft einen neuen Blick auf das Dritte Reich und die ewige Verflechtung von Kapital und Macht.

»Einfach genial!«

Volker Weidermann, *Der Spiegel*

»Dieses Buch lässt man nicht mehr los.«

Joseph Hanimann, *Süddeutsche Zeitung*

»Vuillards Erzählung ist ein schmales Buch, aber ein großes Werk.«

ZDF *Aspekte*

»Tagesordnung ist ein unkonventioneller, aber brillanter Roman.«

Dirk Fuhrig, *Deutschlandfunk Kultur*

»Die sensationellsten Bücher zu einem Gedenkjahr können jene sein, die nie für ein solches geplant und geschrieben waren. Eric Vuillards *Die Tagesordnung* ist so ein Werk.«

Gerald Heidegger, *ORF*

Éric Vuillard

Die Tagesordnung

Aus dem Französischen von Nicola Denis

118 Seiten, gebunden, mit Schutzumschlag

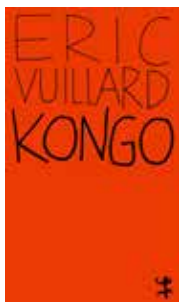
ISBN 978-3-95757-576-0

18,00 € (D) | 18,50 € (A)

Auch als E-Book erhältlich.

Das Hörbuch erscheint bei speak low.

Éric Vuillard bei Matthes & Seitz Berlin



Kongo

Erstmals im Taschenbuch

Aus dem Französischen von Nicola Denis

circa 100 Seiten, broschiert

10,00 € (D) | 10,30 € (A) | 13,30 sFr (CH)

Erscheint am 31. August 2018

ISBN 978-3-95757-678-1

Auch als E-Book erhältlich

1884, nach der Berliner Kongokonferenz, begann eine Kolonialherrschaft von ungekannter Brutalität, die das Land bis in die Gegenwart hinein zeichnet. Éric Vuillard zeigt kleine Brüsseler Beamte, aufgeschwungen zu Dschungelherrschern, die zu Vollstreckern der europäischen Rohstoffgier werden, und er verleiht ihren zahl- und namenlosen Opfern eine Stimme.

»Vuillards Arbeit beeindruckt durch den unverschämt frechen Zugang. Große, erstaunende Sachkenntnis und vor allem der ungewöhnliche Stil, die immerzu überraschende Zusammenstellung. Ein großes, wichtiges Buch.«

Christoph Hein

»Die grausame Seite der Kolonialzeit in Belgisch-Kongo wird mit großer sprachlicher Kraft, mit allen Registern der Wut, des Stauens und der Satire – weniger im eigentlichen Sinne erzählt, als vielmehr hochpoetisch heraufbeschworen. Ein Buch, wie es kein Historiker schreiben könnte, weil nur ein Dichter sich diese Freiheit der Schwerpunktsetzung und der Ausgestaltung von Details erlauben darf.«

Tilman Krause, *MDR*

»In der klirrend scharfen und zugleich bilderreich üppigen Übersetzung von Nicola Denis bietet Vuillards Erzählung eine unterhaltsame, lehrreiche und beklemmend anregende Lektüre.«

Joseph Hanimann, *Süddeutsche Zeitung*



Ballade vom Abendland

Aus dem Französischen von Nicola Denis
166 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
19,90 € (D) | 20,50 € (A) | 25,30 sFr (CH)
Auch als E-Book erhältlich

Mit atemberaubenden, musikalisch komponierten Assoziationen verbindet Éric Vuillard die große Politik mit dem Elend der Schützengräben, die Detonationen der Gasgranaten mit den gemeinsamen Tänzen der Mächtigen jenseits der Front. In der ›Ballade vom Abendland‹ wird die Geschichte zum Handelnden, erkennbar im Mosaik der Bilder, Vuillard will uns befreien, ernüchtern vom trunkenen Schwelgen in Tod, Opfer, Schlachten, Zerstörung und Heldentum.



Traurigkeit der Erde

Aus dem Französischen von Nicola Denis
136 Seiten, Abbildungen, gebunden mit Schutzumschlag
18,00 € (D) | 18,50 € (A) | 22,90 sFr (CH)
Auch als E-Book erhältlich

Éric Vuillard konfrontiert den amerikanischen Mythos der Eroberung des Westens mit den vergessenen Gesichtern ihrer Opfer und entlarvt das erste große Massenvergnügen der Neuzeit als lügenhafte Umerzählung der brutalen Ausrottung eines Volkes.

Maruan Paschen, *Weihnachten*
© 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Vera Brittain, *Vermächtnis einer Jugend*
Für die deutsche Ausgabe © 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Für die Originalausgabe © Testament of Youth,
first published by Victor Gollancz Ltd. in 1933.
© Mark Bostridge & T. J. Brittain-Catlin,
Literary Executors of Vera Brittain 1970.

Emmanuel Carrère, *Der Widersacher*
Für die deutsche Ausgabe © 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Für die Originalausgabe © L'Adversaire, 1999, P.O.L. Editeur

Merethe Lindstrøm, *Aus den Winterarchiven*
Für die deutsche Ausgabe © 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Für die Originalausgabe © Vinterarkivene, 2015,
Forlaget Oktober AS

Bernd Heinrich, *Leben ohne Ende.*
Der ewige Kreislauf des Lebendigen
Für die deutsche Ausgabe © 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Für die Originalausgabe © Life everlasting, Bernd Heinrich

Amir Hassan Cheheltan, *Der standhafte Papagei.*
Erinnerungen an Teheran 1979
© 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Richard Schuberth, *Narzissmus und Konformität.*
Selbstliebe als Illusion und Befreiung
© 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Deborah Danowski und Eduardo Viveiros de Castro,
In welcher Welt leben? Ein Versuch über die Angst vor dem Ende
Für die deutsche Ausgabe © 2018 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH

Für die Originalausgabe © Há mundo por vir?:
Ensaio sobre os medos e os fins, Deboarh Danowski
und Eduardo Viveiros de Castro

Abbildungen:

Maruan Paschen © Julia von Vietinghoff
Vera Brittain © Vera Brittain Estate McMaster University
Emmanuel Carrère © Julia von Vietinghoff
Merethe Lindstrøm © Andre Loeyning
Bernd Heinrich © Richard B. Clark
Amir Hassan Cheheltan © Privat
Richard Schuberth © Richard Pula

Kontakt:

Kontakt für Presseanfragen:
Benjamin Vieth
presse@matthes-seitz-berlin.de
T +49 (0)30 44308850

Kontakt für Veranstaltungsanfragen:
Liesbeth Trinler
lesungen@matthes-seitz-berlin.de
T +49 (0)30 47399805

Kontakt für Vertriebspartner:
Sascha Eckart (Vertriebsleitung)
vertrieb@matthes-seitz-berlin.de
T +49 (0)30 44327403

Lena Renold (Verkaufsleitung)
l.renold@matthes-seitz-berlin.de
T +49 (0)221 727784